

# Deutsche Rundschau

für

## Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXII. Jahrgang.

Heft 1.

October 1899.

### Deutsch-Südwest-Afrika.

Wanderungen in der deutschen Colonie von Kurt Dinter in Salem, Damaraland.

Die Flora Deutsch-Südwest-Afrikas kennen zu lernen und der mir angeborene Wandertrieb waren die Veranlassung, die angenehme Stellung als Curator des bekannten und vielbesuchten Hamburg'schen Acclimatisationsgartens in La Mortola an der Riviera aufzugeben und ein Engagement anzunehmen, das mich zu Anpflanzungsversuchen im deutschen Schutzgebiete der anderen Hemisphäre verpflichtete. Bin ich auch hier fern aller Cultur und muß ich vieles entbehren und ertragen, so entschädigt mich dafür reichlich die neue Pflanzenwelt, welche mir auf meinen Kreuz- und Querzügen überall entgegentritt. Letztere und die dabei gemachten Erlebnisse und Beobachtungen zu schildern sei im Folgenden die Aufgabe.

Im Mai des Jahres 1898 schiffte ich mich auf der „Melita Bohlen“, einem der zahlreichen Schiffe der Woermannlinie, in Hamburg ein, um mit wenigen Passagieren die lange Fahrt nach der Lüderitzbucht anzutreten.

Da in der ersten Kajüte nur zwei Cabinen belegt sind, so wird die größte Zahl von uns Reisenden zweiter Kajüte in Cabinen der ersten coulanterweise untergebracht. Wir richten uns eben noch mit unseren Gepäcksstücken so schnell als möglich in unserem engen Käfig ein, da ertönt plötzlich das langgezogene Tuten des Nebelhorns und wir empfinden gleichzeitig das von der Schraube herrührende Vibriren der Planen. Wir eilen hinaus aufs Deck. Hunderte stehen am Quai und schwenken Taschentücher und Hüte zu uns, den Abreisenden, herüber; einer schießen ihren Momentapparat auf uns ab, und wir thun dasselbe. Noch lange begleiten uns die Abschiedsgrüße der an den Ufern Stehenden und an uns Vorüberfahrenden. Bald wird jedoch der Elbestrom breiter, das vielgestaltige Hafengeirriebe Hamburgs verläßt uns und wir genießen in vollen Zügen den Anblick des herrlichen rechten Ufers, zum Verwecheln ähnlich in seiner Lieblichkeit, seinen netten Villenorten, die am Hange in einem ununterbrochenen Garen zu liegen scheinen, mit dem Elbeufer bei Lojshwitz. Doch bald ist auch diese Herrlichkeit den Augen entschwunden, und wir schreiben schnell noch einige Postkarten, die der uns begleitende Lootse bei Cuxhaven mit ans Land nehmen soll, an die zurückbleibenden Lieben in der Heimat.

Plötzlich wieder der markerschütternde Ton des Nebelhorns! Die Schraube dreht sich in entgegengesetzter Richtung, die Ankerkette raffelt hinab und wir

liegen ruhig an der Seite eines mit schwarzer Flagge versehenen Leichters. Was soll das? Die Aufschriften der Kisten, welche die Dampfwinde aus dem Bauche des Unheimlichen herauszerrt, klären uns sofort auf: loses Pulver, Dynamit, Patronen, „Stow away from the boiler“. „Es sind diesmal nur 500 bis 600 Centner davon,“ sagt uns der diese gefährliche Ladung an Bord nehmende Officier gleichgiltig.

„Genügt allenfalls auch schon, uns alle in Folge eines Blitzschlages ins Schiff stückweise ins Jenseits zu befördern,“ dachte ich. Für Schwachnervige empfiehlt es sich, auf einem Schiffe der Castle- oder Union-Linie nach Südwest-Afrika sich einzuschiffen. Die Reise wird zwar durch den Umweg über Capstadt etwas theurer, aber die Passagierschiffe dieser Linien führen keine Explosivstoffe mit sich. Glücklicherweise die letzte der todbergenden Kisten in der schwarzen Luke unseres Schiffes verschwunden, ohne daß die Windkette gerissen ist, und alle athmen erleichtert auf. Unterdessen ist's Nachmittag geworden und wir sind, nachdem der Lootse uns bei Cuxhaven mit den Brieffachtern verlassen, ins offene Meer gelangt. Nur mit Anstrengung der Augen vermögen wir links von uns einen Streifen des linkselbischen Flachlandes zu erkennen. Nachts gegen 3 Uhr weckt mich ein runder Lichtfleck an der der Luke gegenüberliegenden Cabinenwand. „Dover, Herr v. E., Dover, stehen Sie auf!“ Mit einem Satz aus meiner oberen Koje, bei dem ich mit der niedrigen Decke unfaßt in Berührung kam, stand ich draußen auf dem Deck in meinem Mantel gehüllt und bald waren auch die anderen Passagiere auf dem unerleuchteten Deck. Dover mit seinem hellblinkenden Feuer und seiner nächtlichen Gasbeleuchtung auf der rechten Seite und der Leuchtturm von Calais zur Linken, dabei vollkommen ruhiges Meer und Windstille. Was kann man sich mehr beim Passiren des Canals wünschen? Am Morgen aber sahen wir noch lange die steilen Kreidefelsen am englischen Gestade, der letzte Gruß Europas, falls wir nicht das Glück haben, einige Tage später etwas von der portugiesischen Küste zu erfassen.

In ununterbrochener, außer im Golf von Biscaya, meist ruhiger Fahrt ging es direct auf die „Glücklichen Inseln“, und zwar auf die Hauptstadt von Gran Canaria: Las Palmas, zu. Am 4. Juni morgens sollten wir daselbst eintreffen. Vor Sonnenaufgang am Morgen des ersehnten Tages standen wir schon Alle vollzählig auf dem Promenadendeck, wartend der Dinge, die da kommen sollten. Einzelne Seevögel verkündeten uns die Nähe des Landes und richtig, da erblickten wir zur Linken auch schon Lanzarote und Fuertaventura und bald stiegen auch vor uns die sonnenbestrahlten Zinnen von Gran Canaria aus den blauen Fluten. Langsam nur verringerte sich die Entfernung zwischen uns und unserem vorläufigen Ziele. Die Luft ist hier von einer so außerordentlichen Reinheit und Durchsichtigkeit, daß wir mit unseren Gläsern sehr deutlich die einzelnen Dattelpalmen hinter Las Palmas erkennen konnten, obwohl wir noch eine volle Stunde nöthig hatten, um bis in den Hafen zu gelangen. Endlich raffelte die Ankerkette hinab und nachdem sich die „Sanidad“ vom guten Gesundheitszustande der Passagiere versichert, fuhren wir für die Kleinigkeit von 2 Mark pro Mann mit den von Islenos geruderten Booten an den etwa 150 Schritt vom Schiffe entfernten Quai.

Das Betreten dieser Insel war ein großer Moment für mich, hatte ich doch schon seit Jahren, in der Hoffnung, einmal die vielgerühmten Inseln zu schauen, das Beste gelesen, was darüber geschrieben worden ist, wie: Fr. v. Löhner, L. v. Buch, Fritsch und die herrliche, lebendige Schilderung Christ's. Freilich habe ich von Gran Canaria nicht das Beste gesehen, nämlich die herr-

liche canarische Lorbeerwald- und Kiefernregion und die Nachkömmlinge des alten, edlen Wandschenvolkes, von dem die spanischen Conquistadoren trotz ihres religiösen Fanatismus aus sagten, nie ein harmloseres, sittenreineres Volk gesehen zu haben, welches christliche Grundsätze verfolgte, ohne den Namen eines christlichen Volkes zu tragen. Nein, wir sahen nur eine Hafenstadt, in der es, wenn man die Landessprache weder versteht noch spricht, nie ohne kleine Aergernisse, wie Brellereien, spanische Bettelei und was derartige nicht zu vermeidende Sachen mehr sind, abgehen kann. Jedenfalls aber waren meine acht Reisegenossen und ich vernünftig genug, aus der Bevölkerung einer ziemlich europäischen Hafenstadt keinen ungünstigen Schluß auf die Gesamtbevölkerung der ganzen Insel zu ziehen, denn die uns zur Verfügung stehenden sechs Stunden genügten selbstverständlich kaum, uns die Stadt und ein kleines Stückchen der allernächsten Umgebung vor Augen zu führen. In einigen der mit Sonnenplanen überdachten zweirädrigen Karren, deren Führer uns sofort nach unserer Landung schreiend gleich Tobfüchtigen umringten, fuhren wir auf einer entsetzlich staubigen Chauffée nach der eine halbe Stunde vom Hafen entfernten Stadt. Zur Rechten dieser Chauffée, welche übrigens auch von einer Dampftramway befahren wird, befinden sich hohe Dünen von beweglichem, feinem, gelbem Sande, bewachsen mit einer gelben Hautschel (*Ononis*), einer sehr interessanten dornigen *Lactuca* (Salat) und in Unmasse verwilderten „*Tuneras*“. *Tunera* ist die spanische Bezeichnung für *Opuntia coccinellifera*, einen Scheibencactus, früher auf den Canaren in großem Maßstabe für die Cochenilleauszucht angebaut. Die Straße selbst ist eingefast von ziemlich ärmlichen australischen *Casuarinen*bäumen.

Kurz vor der Stadt liegen rechts und links von der Straße einige hübsche Villen und Hotels, von ziemlich großen, jedoch maßlos verstaubten Gärten umgeben. In der Stadt selbst sahen wir mehrere städtische Gärten, in denen ich verschiedene exotische schönblühende Bäume wahrnahm, u. a. einige prächtige Exemplare einer *Sterculia*, über und über bedeckt mit wundervoll korallenrothen Blütensträußen, aus der großen schattigen Krone einer *Hibiscus*art leuchteten scharlachrothe Blüten von der Größe einer Affectasse. Unter anderen Laubbäumen imponiren namentlich riesige australische *Grevillea robusta* und drei oder vier *Ficus*arten (*Gummibäume*), *Pandanus* mit curiösen Stelzenwurzeln und einige seltenere Palmenarten durch ihren üppigen Wuchs und gesundes Aussehen. Das Wahrzeichen Teneriffas, den berühmten Drachenbaum (*Dracaena Draco*) vermifste ich jedoch schmerzlich. Er lieferte den Eroberern das als Panacee hochgeschätzte Drachenblut, ein unwirksames, aus der Rinde schwitzendes Harz, welches wohl auch noch in Apotheken als Curiosität unter dem Namen *Sanguis Draconis* zu finden ist. Der größte jetzt lebende *Draco* befindet sich nach Christ in *Feod de los Vinos* auf Teneriffa, er hat in 2,8 Meter Höhe vom Erdboden 11 Meter 70 Centimeter Umfang. Einen ganz tropischen Charakter besitzt die Gartenflora hinter der Stadt, wo sich in einem sanft aufsteigenden breiten Thale ganz bedeutende Bananenpflanzungen (*Musa paradisiaca*) ausbreiten. Zur Zeit unseres Aufenthaltes sind die Früchte gerade an zu reifen. Sie sind wirklich ein köstlicher Anblick, die bis meterlangen „*Racemos*“ (Fruchtstände) mit Hunderten von 12 Centimeter langen gelben Früchten besetzt, am Ende versehen mit einem großen conischen Schopf rothbrauner *Bracteen*, hinter denen versteckt je 6 bis 10 der röhri gen Blüten sitzen. Oft hängen diese enormen Fruchttrauben, deren zwei eine Eselladung bilden, bis zur Erde hinab. An den unbauten Thalleiten ragten, um das tropische Bild zu vervollkommen, 30 Fuß hohe Agavenblüthenstengel in die Lüfte; eine strauchige *Wolfsmilch*, die *Tabayba* der Canarier, und

plumpe Tuneras wachsen allerwegen, und die brasilianische Bougainvillea hängt mit ihren mit leuchtend rothvioletten Blütensträußen bedeckten Ästen über die Gartenmauern.

Auf dem Rückwege nach der Stadt statteten wir noch der Markthalle einen flüchtigen Besuch ab. Die Aprikosen, die frischen, grünen und braunen Feigen und die Kirschen waren so einladend und so wohlfeil, daß wir es uns nicht versagen konnten, einige Körbe davon mit auf unsere vor der Markthalle wartenden „Corricos“ zu laden. Von anderen Gartenerzeugnissen sah ich noch faustgroße Tomaten, Bataten (die Knollen einer Winde, *Ipomoea Batatas*), Bananen, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen und Wassermelonen in den verschiedensten Formen und Farben und einiges mehr. Ich war daher einigermaßen enttäuscht, außer den Bananen nicht noch mehr Producte südlicher Climate hier anzutreffen. Immerhin waren wir alle im ganzen genommen von dem Geschehen sehr befriedigt und jeder versprach sich, auf seiner Rückreise von Afrika nach Deutschland dieselbe auf Gran Canaria oder Teneriffa für vier Wochen zu unterbrechen, um einmal im Genuße dieser herrlichen Natur und des milden, gesunden Klimas der Canaren zu schwelgen. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte“, denn wer nach mehrjährigem entbehungsreichen Leben in Südwest-Afrika eine Reise nach Deutschland machen zu können das Glück hat, der wünscht sich wohl Fittiche, um selbst über das Paradies hinweg dem trauten Elternhause zufliegen zu können. Auch ich gab mir das Versprechen, in der Hoffnung, einmal die endemischen vegetabilischen Schätze der canarischen Inseln, von denen im Hanbury'schen Acclimatisationsgarten zu La Mortola die schönsten cultivirt werden, an Ort und Stelle in ihrer Freiheit bewundern zu können.

Während der rasenden Fahrt nach dem Hafen zu — die schönen Stunden von Las Palmas waren nämlich gleich vorüber — wurde der sehr berechtigte Wunsch laut, doch den Tag nicht abzuschließen, ohne eine der zahlreichen Weinkneipen am Wege in Anspruch zu nehmen, um wenigstens ein Glas feurigen Canariens auf glückliche Weiterreise zu leeren. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wir traten in eine solche Vorstadtspelunke ein. Es war wahrscheinlich die primitivste, die sich in Las Palmas auffuchen ließ, denn es zeigte sich, daß für uns acht Mann nur drei Gläser und ein Stuhl vorhanden waren, und die schmierige Señora, confus gemacht durch die acht zu gleicher Zeit auf sie spanisch, französisch, maurisch und italienisch einredenden Fremden, gab uns von einer trübrotten Brühe, die sich als eitel Weinessig herausstellte. Allgemeines Auspucken, Bezahlen und Flüchten auf unsere Corricos und fort ging's wie die wilde Jagd, verfolgt von einer Anzahl halbnaakter Jungen, die sich um die von uns ausgeworfenen 5-Centimosstücke balgten, dem Hafen zu. Das Schiff lag noch ruhig im Hafen; wir hatten schon etwas Herzklopfen, da wir die uns vom Capitän zugebilligte Frist bereits ein wenig überschritten hatten. Noch eine kleine Wortbalgerei mit den Kutschern wegen des vorher ausgemachten Fuhrlohnes, welchen wir anstatt mit spanischen Pesetas mit ebenso vielen Shillings bezahlen sollten, und dann in die Boote zum Schiffe hinüber. Drei Schritte vor der Schiffstreppe tranken die Bootsleute, sie wollten ihren ausbedungenen Lohn ebenfalls nicht in Pesetas, sondern in Shillingen haben. Was wollten wir thun? Was wir auf dem Lande mit den Kutschern thaten, konnten wir — ach so nah und doch so fern — drei Schritte vor der Schiffstreppe nicht thun; nach einem kurzen aber heftigen Gefecht streckten wir die Waffen, zumal wir sahen, daß die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen über unsere wehrlose Lage sich zu amüßiren begannen.

An Bord herrschte noch reges Leben, die Winden waren noch in voller Thätigkeit, Obst, Bananen, Gemüse, Fische, Eier und Dshen aus den Leichtern auf Deck zu befördern. Eine Menge Händler mit Cigarren, Orangen, Photographien und Canarienvögeln wimmelte geschäftig auf dem Deck herum und jeder hatte seine guten Käufer; auch eine englische Missionärin war da, welche die Bücher des Neuen Testaments in allen Sprachen mit leidlichem Erfolge vertrieb. Die besten Geschäfte machten zweifellos die Cigarrenhändler, und das nimmt nicht Wunder, denn erst nach der Abreise von Hamburg erfährt man vom Schiffspersonale, daß man in Swakopmund und Lüderitzbucht 20 Pfennige, im Inneren jedoch 25 Pfennige für eine mäßig gute Cigarre zu bezahlen hat. Da ich mit diesem kostbaren Artikel mich in Hamburg nicht besonders gut versehen hatte, so nahm ich mir noch 800 Stück dazu, mein Bschopauer Landsmann legte ohne Zaudern seinen ganzen Monatsfold darin an. Nicht eine Kiste hatten die Händler wieder mit an Land zu nehmen. Die spanischen Cigarren sind sehr geschmackvoll „aufgemacht“ und für den Preis von 6 bis 8 Mark pro 100 recht gut.

Unser Schiff war umschwärmt von Booten, die meist mit dunkelbraunen, halbwüchsigem, nur mit Atmosphäre bekleideten Jungen bemannt waren, welche einen ins Wasser geworfenen Nickel tauchend aufschwammen, noch bevor die Münze auf den Grund gelangt war. Oft stürzte sich eine ganze Anzahl gleichzeitig nach einem Geldstück in die Fluten und dann begann eine regelrechte Raubgaree unter dem Wasser.

Gegen 4 Uhr nachmittags stachen wir wieder in See, unseren Kurs östlich um die Insel herum nehmend. Mit Wehmuth verfolgten wir bis zum späten Abend, auf dem Promenadendeck sitzend, die schönen Contouren der Zauberinsel. Bei Mondschein hatten wir das Glück, in weiter Ferne den Teyde oder Pic von Teneriffa in seiner ganzen Erhabenheit zu sehen. Von dem charakteristischen Wolkenring, der den mittleren Theil des Bergriesen fast das ganze Jahr hindurch den Blicken entzieht, war nichts zu sehen. Am nächsten Morgen waren wir wieder von der unendlichen Wasserwüste umgeben, und wir fingen an, uns mit den Naturgenüssen, die unser in Monrovia an der liberianischen Küste erwarteten, zu beschäftigen.

Tage, an denen man kein Land sieht, werden durch allerlei Kurzweil ausgefüllt. Man steht stundenlang vorn am Stern und sieht mit Vergnügen in die klare, dunkelblaue Flut hinunter. Delfine schießen unmittelbar vor dem Schiffe her, an ihren hohen Sprüngen aus dem Wasser heraus kann man sich nicht überdrüssig sehen. Fliegende Fische, einzeln, aber auch in Schwärmen von 100 Stück, verlassen ihr Element und streichen wie Schwalben in geringer Höhe darüber hin. Bald ist es eine ungeheuerliche Heerde glasgrüner, gelber oder rother Quallen, welche das Schiff durchschneidet, bald ein blasender Wal, der sich in der Ferne zeigt. Das Meerleuchten, wie man es in den Gewässern tropischer Zonen beobachtet, ist ein Phänomen, von dessen zauberhafter Pracht man sich durch Beschreibung keine rechte Vorstellung machen kann, man muß es selbst sehen. Während in kälteren Zonen nur kleine Infusorien von Nadelkopfgroße (*Noctiluca*) aufleuchten im Phosphorlichte, sind es hier faustgroße Organismen, von denen oft fünf auf den Quadratfuß kommen und die am ganzen Körper wie Magnesiumlicht leuchten. Am besten beobachtet man die Erscheinung im Kielwasser; sie ist übrigens nur während der Fahrt wahrzunehmen, wenn die Organismen durch Schiffsrumpf und Schraube in Bewegung versetzt werden. Wie der Schweiß hinter dem Kerne eines Kometen, so zieht der leuchtende Streifen hinter dem Schiffe her. Liegt

das Schiff still, so hört auch das Leuchten auf. Diese Thiere erscheinen wie die Quallen nur in Heerden, durch welche das Schiff in oft weniger als einer Minute hindurch ist. Einer Erscheinung will ich an dieser Stelle noch gedenken, welche die Erfindung der „Seeschlangen“ begünstigen mußte. Eines Abends, als ich mich bei sehr ruhiger See über Bord lehnte, sah ich wirklich schlangenartig gewundene, ziemlich intensive Lichtstreifen von bis 6 Meter Länge theils tief, theils nahe der Oberfläche, welche sich in gleicher Schnelligkeit wie wir bewegten, aber außerdem noch Abschweifungen vom Schiffe hinweg machten, um sich ihm wieder zu nähern. Ich stand einige Augenblicke rathlos vor der Erscheinung, bis mir ein deutliches „Dschugg, dschugg“ sagte, daß es mit uns schwimmende Delphine, oder wie die Seelcute sie nennen, Schweinsfische seien, die durch ihre Reibung am Wasser die latenten mikroskopischen Lichtquellen zum Aufleuchten bringen. Das Geräusch verursachen die Delphine, wenn sie im Bogen aus dem Wasser schießen und darin wieder verschwinden. Besonders schön zu beobachten waren die „Seeschlangen“ vorn am Stern, wo sie gleichzeitig zu Hunderten durcheinander wimmelten. Alle, auch unser weitgereister Doctor, konnten sich an dem Schauspiele kaum satt sehen. Stunden, die man nicht mit solchen Naturbeobachtungen verbringt, werden mit allerhand Spielen ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

## Indische Zigeuner.

Von Paula Karsten in Berlin.

Der europäische Zigeuner nennt sich mit Vorliebe „Rom“. Die Bezeichnung führt uns gleich in das Ursprungsland dieses interessanten Volkes, denn „Rom“ ist das indische Wort für „Mensch“; und in der That ist Vorderindien das Geburtsland des über die ganze Welt verstreuten Zigennergeschlechtes, das noch immer seine eigene Sprache führt, die den heutigen arischen Sprachen verwandt ist. Die ersten Zigeuner in Europa erschienen 1322 auf Kreta, und nach und nach traten sie auch in anderen Ländern auf.

Der indische Zigeuner gehört meist den Bardschāras und Maharatten an.

Ueber die Namensbedeutung der Bardschāras sind sich die Sprachforscher nicht ganz einig, die einen leiten sie von dem Sanskrit Vanij = Kaufmann, oder Banji = des Händlers Packen, her (Elliot's Races of the N. W. P. vol. I. 52 bis 56 und Imperial Gazetteer of India W. W. Hunter), andere von dem persischen Biranjār = Reisefuhrmann (Shakespeare's Dictionary). Die erstere Auslegung wird aber für die richtigere angenommen, da der Name älter ist als Indiens Verbindung mit Persien. Der Name deutet gleichzeitig ihre Kaste an, da sie zu derjenigen der Fuhrleute und Händler gehören.

Es giebt ein Bardschāra-Sprichwort, das sie dem Sterbenden sagen: „Der Bardschāra geht in den Dschungl mit dem Stock in der Hand; er ist reisefertig und niemand begleitet ihn.“

Ganz sicher läßt sich der Ursprung des Volkes nicht angeben; jedenfalls gehören viele Stämme dazu, die früher ein ungeheures Reich bildeten, das sich über ganz Centralindien erstreckte und dessen Hauptstadt Radschpūtāna im Dekhan war. Seit 1818 unterwarfen die Engländer sich nach und nach den ganzen Dekhan und so wurden auch Afghān und Mughat ihre Vasallen.

Die Bandschāras der Nordwest-Provinzen kommen jährlich zu Anfang der kalten Witterung in die Dschāmnaegegenden und in die Oststaaten, um ihre Heerden dort in den Wäldern grasen zu lassen; außerdem setzen sie die Salzladungen ab, die sie mit sich führten, sowie Creditbriefe auf die Locallente. Sie kaufen eine große Menge Vieh ein und wenn der heiße Sommer naht, werden die Thiere zum Verkauf mitgenommen, vorher aber noch mit allerhand Handelswaare beladen, hauptsächlich mit Reis und Tumeric. Im Handel erfreut sich der Bandschāra eines guten Rufes, da er sehr ehrlich sein soll. Die Häuptlinge werden Nait genannt, nach dem Sanskrit Nāyaka = Häuptling. Häufig werden die Bandschāra als Stamm so benannt. Nach Baden-Powell heißt auch der Augenarzt zuweilen so. Seitdem die Eisenbahnen das Land durchkreuzen, hat der Handel der Leute sehr gelitten, in den Gebirgsgegenden spüren sie weniger davon.

Es giebt sechs große Kastengruppen, diese sind wieder in viele Untergruppen eingetheilt. Die Bandschāras gehören in die fünfte Hauptgruppe, aber in die 94. Kaste. Sie bilden eine sehr zusammengesetzte Classe und die einzelnen Abtheilungen sind sehr verschiedenen Ursprungs. Die ursprüngliche Bandschārakaste wird hauptsächlich in den Gegenden von Gorakhpur bis Hardwar angetroffen.

Die Bayd-Bandschāras sind Aerzte und Weber, die Sabāne-Bandschāras Ackerbauer; die Mūkeri-Bandschāras leiten ihren Namen von Mekka her, und sie behaupten, daß einer ihrer Häuptlinge dem Vater Abraham beim Bauen half. Die Rechtsweisheit der Mohilhand-Bandschāras stand einmal in großem Rufe. Die Bahrūp-Bandschāras sind meist Hindus, und dies sind die eigentlichen Wanderstämme. Die mohammedanischen Bandschāras sind wahrscheinlich alle Händler.

Nach Ibbetson, in „*Outlines of Panjāb Ethnography*“, erlauben die Bandschāras ihren Töchtern nicht, selbst wenn sie Hindus sind, eine frühe Heirat einzugehen. Bei den Hindus besteht die Kinderehe. Das heiratsfähige junge Mädchen darf in keinem Bette schlafen, und während eines Monats nach der Hochzeit darf die junge Frau nur verschleiert vor Anderen erscheinen.

Der Bandschāra ist kühn, in seinem ganzen Auftreten liegt etwas Freies und Unabhängiges; in der Trunkenheit aber wird er vollständig zügellos und in diesem Zustande begeht er auch schwere Verbrechen. Haben die Leute Streitigkeiten miteinander, so schlichten sie dieselben lieber unter sich, als daß sie vor Gericht gehen. Die Bandschāra-Frauen sind berühmt ihrer wundervollen Stickerereien wegen.

Die Maharatti, Mahratti oder Marāthi nach den verschiedenen Aussprachen, sind ursprünglich die Bewohner von Maharāsthra oder dem Mahrattalande. Mahratta bedeutet Krieger. Auch dies ist ein vorderindisches Volk, das früher ein mächtiges Reich in den Gebirgslandschaften zwischen Gwalior und Goa besaß, seit 1818 aber unter britischer Herrschaft steht, nachdem es zuvor mit der „*Englisch-Indischen Handelscompagnie*“ langwierige Fehden bestanden hatte. Ihre Sprache entstammt dem Sanskrit und ist seit dem 17. Jahrhundert Schriftsprache. (Meyer.)

In ihnen werden die Nachkommen der alten Tschinganen oder Zingari erkannt, die ihren Wohnsitz an den Ufern des Indus hatten und im 14. Jahrhundert durch Tamerlan oder Timur-Leng vernichtet wurden.

Die Italiener und Türken nennen die Zigeuner noch heutigen Tages Zingari, und die deutsche Benennung erinnert doch sehr an die Tschinganen.

Die Maharatti sind besonders schwer nach ihrem Ursprunge zu bestimmen, da sie aus zu verschiedenen Elementen zusammengewürfelt sind, sie werden aber in die 204. Kaste gerechnet.

Der mohammedanische Maharatti neigt leicht zu allem Bösen. Er ist von einem ungeheueren, falschen Stolze besetzt; besitzt er Ackerland, so wird er es nicht selbst bestellen, sondern Jemand anderen damit beauftragen, wie er überhaupt an großer Unlust zu rechtlichaffener Arbeit leidet, dagegen ist er launenhaft, ausschweifender, weniger sparsam, aber auch weniger zufrieden und überhaupt weniger zu allem Guten geneigt als der Hindu. Dieser merkwürdige Unterschied des Charakters nach der Religionszugehörigkeit wird darauf zurückgeführt, daß



Öffentliche Gartenanlagen in Las Palmas. (Zu S. 3.)

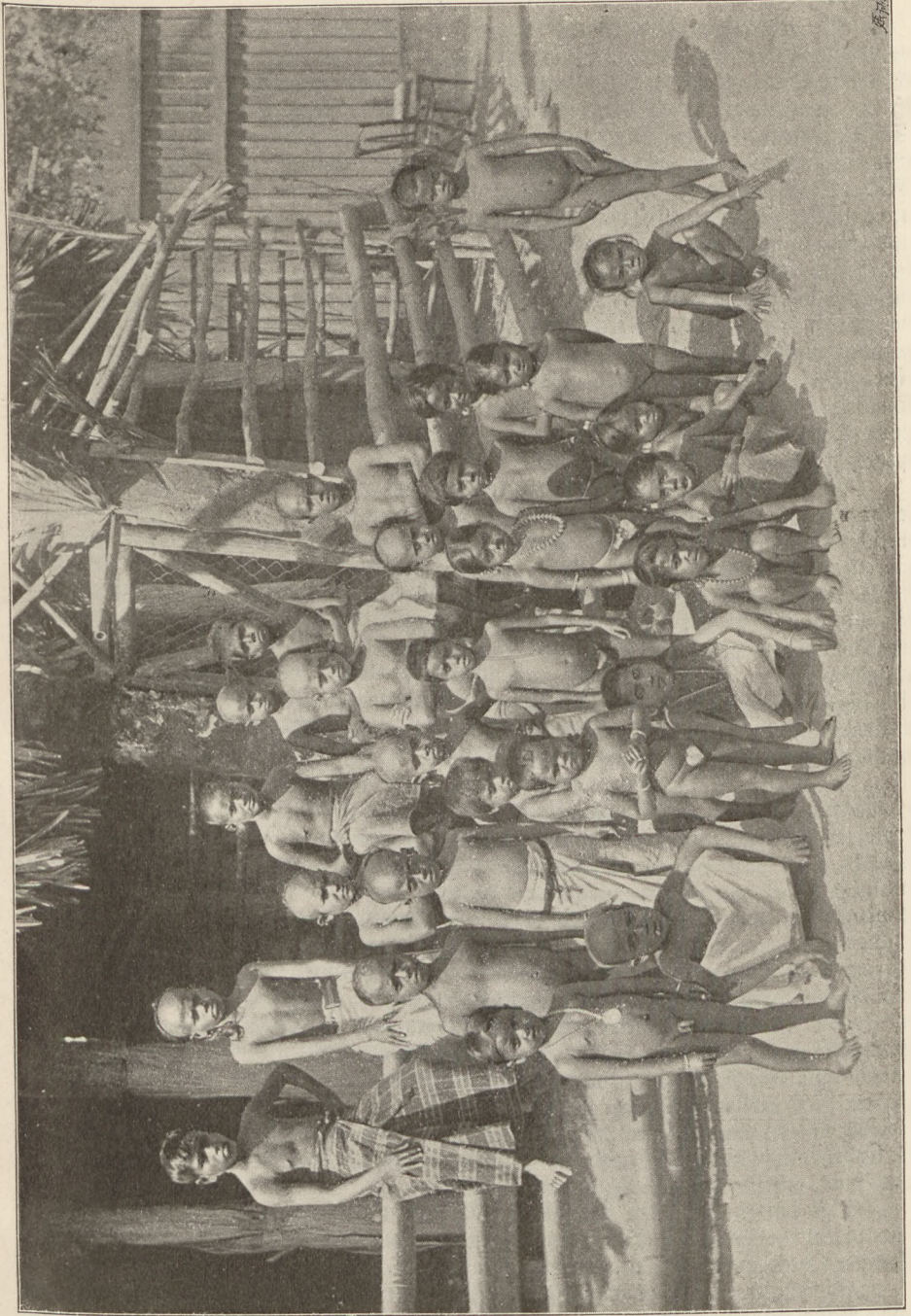
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

die mohammedanischen Herrscher die Unterthanen ihres eigenen Glaubens so ungerecht bevorzugten.

Die Leute auf dem eingefügten Bilde, S. 17, die mir alle persönlich bekannt sind, stammen — so viel ich erfahren konnte — aus Travancore, also Süd-Indien, das seit 1808 unter englischer Oberhoheit steht. Die Männer haben ihre Musikinstrumente, die bei ihren Zaubereien unausgesetzt in Thätigkeit bleiben und durch ihre quickenden, schrillen Töne große Anforderungen an die europäischen Nerven stellen.

An dem Anzuge der Männer sind nur die Schuhe mit krummer Spitze, der rockartig umgeschlungene Shawl und der Turban echt, alles übrige sind Beigaben, durch europäische Kälte oder den Geschmack des Photographen erzwungen, wie die Schärpe.





**Indische Kinder.**

Nach einer photographischen Aufnahme.)

Die echte Bandscharatracht der Frauen ist besonders schön und werthvoll durch ihre wundervolle Seidenstickerei. Alle die feinen Muster auf den Kleidungsstücken sind prachtvolle Handarbeit. Der anscheinend faltenreiche Rock ist ein langer, breiter Shawl, der um die Hüften gelegt wird. Eine Borte aus Seidenstickerei, in den Stoff gearbeitet, umgiebt die Ränder; die Schmalseiten sind außerdem noch mit größeren, herabhängenden Seidenbüscheln geschmückt. Ein loses Panzerhemdchen, am Halse mit kleinem spitzem Ausschnitt, das aus prachtvoller Seidenmosaikarbeit besteht, umgiebt den Oberkörper. Das Ganze ist aus einzeln gearbeiteten kleinen Feldern zusammengesetzt, diese tragen jedes in der Mitte ein Spiegelscheibchen. Den unteren Rand zieren ebenfalls Seidenbüschel, die durch Metallköpfchen gehalten werden; auch rechts und links auf der Brust sitzt so ein Büschelchen. Ein großes viereckiges Tuch wird doppelt gerade zusammengelegt, es ist meist von gemustertem Stoffe, wird aber durch einen breiten Streifen jener schönen Handstickerei in mehrfarbiger Seide geschmückt; auch das Muster selbst ist immer verschieden; hin und wieder sind auch Spiegelscheibchen eingefügt. Rund herum am Rande bildet eine schmale, spizenartige Durchbruchstickerei den Abschluß.

Eine eigenartige Kopfbedeckung besteht aus einem dicken Filzrande, vielleicht von der Größe einer Handfläche, denselben ziert ein Behang von Kaurimuscheln und Seidenbüscheln. Auf dem Rande, wenig überstehend, liegt ein viereckiges Stückchen blauen Wollenstoffes. Rechts und links daran hängt eine starke, vielleicht 27 Centimeter lange Schnur herab, die in scharfen Abgrenzungen vielfach umwickelt ist, daran hängt ein „Rückenschild“, wie ich es nennen möchte, ungefähr 34 Centimeter lang und 16 Centimeter breit, ebenfalls in Seidenmosaikstickerei ausgeführt und auch hier ist die Mitte jedes Feldchens durch ein rundes Spiegelchen inne gehalten; außerdem ist jedes Feld durch Kaurimuscheln umrandet und unten befindet sich ein reicher Behang von Kaurimuscheln und Seidenbüscheln.

Dann sah ich noch ein anderes Gewand, doch konnte ich nicht herausbekommen, ob dasselbe von Frauen eines bestimmten Standes getragen wird, oder ob es nur ärmer war. Der große Rockshawl bestand aus Baumwollenstoff, ebenso das loje Nieder, dies hatte oben einen kreisförmigen Ausschnitt; wo die beiden Spitzen zusammentrafen, wurden sie durch einen Knopf gehalten. Ein kleineres dreieckiges Kopftuch lag über dem glattgestichelten und festanliegenden Haare, der Rand des Tuches war mit einer Metallborte geziert. Ein großer Shawl, am Rande mit Borten besetzt, war erst um den Oberkörper geschlungen, dann über den Kopf über das andere Tüchelschen gelegt und fiel über die Schulter herab. Das Ganze war meist in Roth gehalten. Das Völkermuseum in Berlin hat sehr schöne Exemplare dieser Kleidungsstücke. Dazu trugen die Frauen Hals- und Armbketten und Ringe am Rande der Ohrmuscheln entlang; bei einer zählte ich sieben. So viel ich verstehen konnte, fügt die verheiratete Frau bei der jedesmaligen Geburt eines Kindes einen Ring hinzu, doch will ich es nicht behaupten, weil es immer sehr schwer ist und lange dauert, ehe man mit Sicherheit erfährt, was man wissen will.

Das Bild auf S. 9 ist im ethnologischen Interesse aufgenommen, aber sehr viel mehr haben die Kinder außer einem Shawl, wie oben die beiden großen Knaben, auch nicht an, oft nur ein Lendentuch.

Nie habe ich so wunderschöne Kinder gesehen wie bei den Maharattis und Bandscharas. Sie entzückten jeden, der sie sah. Lepptiges, tiefschwarzes Lockengewir bildete den Rahmen zu den lieblichsten Kindergesichtern, die man

sich denken kann. Aus den Augen, um den Mund, aus dem ganzen reizenden kleinen Antlitze strahlte und leuchtete reinste Lebensfreude und unbändiger harmloser Uebermuth hervor. Der kleine Körper, jedes einzelne Glied daran war so herrlich geformt, alle Bewegungen so voller unbewußter Grazie und bezaubernder Anmuth, daß ich wünschte, alle die möchten zugegen sein, die da behaupten, es sei ein Mangel an Kunstverständnis und Schönheitsfönn, wenn jemand den Muth hat, eine Leinwand nicht als Kunstwerk zu preisen, an der alle Linien verschwommen sind, gresle Farbentöne gegeneinander kämpfen, die Nacktheit durch die Art, wie sie dargestellt wird, empört, und die Handlung glauben macht, daß alle Poesie und Keinheit aus dem täglichen Leben gestrichen sei; gewichen sind sie leider vielfach daraus, ja, aber nur da, wo unreine Blicke die Dinge anschauen und unreine Gedanken sie beleben.

Dies Zigeunervolk leistet wirklich ganz Fabelhaftes als Gaukler, Jongleur, Zauberer, Seiltänzer, Bambus- und Pyramiden-Akrobaten. Fast von der Geburt ab betreiben sie diese Künste. Sah ich doch Kündchen, die kaum auf den Beinchen stehen konnten, und die vor Ungeduld zappelten, bis der Vater, auf der Erde liegend, sie mit kräftiger Hand bei beiden kleinen Füßen ergriff, sie hoch in die Luft hob und sie ihre Kunststückchen ausführen ließ.

So ein kleiner Knirps hielt sich steif und gerade aufrecht auf seiner Höhe und lächelte so froh und vergnügt, als sei er gewohnt nur in den Lüften zu leben. Er begrüßte das Publicum aufs anmuthigste und warf ihm Kufshändchen zu. Dann wieder legte der Vater sich auf die Erde und hielt beide Beine steif hoch, oben auf seine Füße stellte sich ein etwas größerer Knabe, ein anderes ganz junges Kündchen hob der Vater hinauf, und dies hing sich mit den zierlichen Fußspitzchen an den Fuß des Vaters und schwebte so nach unten. Einem anderen dieser Kündchen wickelte der Vater einen Shawl fest um den kleinen Leib, legte es auf die Spitze einer hohen Bambusstange, hielt diese längere Zeit gerade aufgerichtet, ließ sie dann plößlich los und fing das herabstürzende Kündchen in den Armen auf.

Die größeren Knaben versuchten sich dann in verschiedenen anderen Kunststücken. Die Beine gerade aufgerichtet, ließen sie mit rasender Geschwindigkeit auf den Händen dahin; sie stützten beide Hände fest auf die Erde und ließen mit Windesschnelle um sich selbst herum, was einen ganz eigenthümlichen Anblick darbot, der noch erhöht ward, wenn sie diesen Rundlauf um den eigenen Kopf, den sie fest gegen den Boden stemmten, vollführten.

Merkwürdig genug war auch der lebendige Menschenknäuel. Zwei Knaben verhäkelten sich so ineinander, daß sie thatsächlich einen runden Knäuel bildeten, der pfeilgeschwind eine lange Strecke mehrmals hin- und herrollte.

Von all diesen Künsten könnte man allein ein ganzes Buch schreiben, da dies ja aber nicht mein eigentlicher Zweck ist, so muß ich hier abbrechen; nur zwei kleine Freunde, die auch dem fahrenden Volke angehörten, darf ich nicht ganz vergessen; dies waren zwei zierliche kleine Affen, die sehr auf ihr Außeres hielten, denn sie waren stets außerordentlich sauber und wohlgepflegt, besonders auf ihre Haarfrisur legten sie große Sorgfalt; der Scheitel war immer tadellos, und die Haare nach beiden Seiten hin glänzend glatt gebürstet. Wenn sie mich sahen, so legten sie die Hand zum Gruß an die Stirn, verbeugten sich und beruhigten sich nicht, bis ich ihnen „salām“ zurief und ihre langen, schmalen fühlenden Finger in meine Hand nahm. Sie schmiegten sich an mein Bein und versuchten es zu umarmen, und dann vollführten sie viele der Kunst- und Zauberstücke, die ich von den Zigeunern kannte, im Kleinen. Als einmal ein Paar

sehr heißer Tage kamen, schienen sie mir pantominisch etwas begreiflich machen zu wollen, was ich durchaus nicht verstehen konnte, bis ihre Herren sich ins Mittel legten und mir erklärten, sie wollten mir sagen, es sei so heiß und sie bäten mich, ich möchte ihnen einen solchen Sonnenschirm schenken, wie ich hätte. Am nächsten Tage brachte ich ihnen beiden einen kleinen chinesischen Sonnenschirm, mit dem sie dann sehr stolz einhermarschirten.

Ein anderesmal kam der eine an, als ich gerade einen kleinen Junbiß zu mir nahm; nach unserer gewöhnlichen Begrüßung theilte er mir auf verständliche Weise mit, daß er auch Hunger verspürte. Ich ließ ihm ein Näpfchen mit Gemüse reichen und war verwundert, wie zierlich und manierlich er Bissen um Bissen zum Munde führte. Als er alles verzehrt hatte, äußerte er seinen Wunsch nach einem Trunk. Ich ließ etwas Wasser in denselben Napf gießen, den er geschickt mit beiden Händen faßte und dann leer trank in langen Zügen. Als er darauf den Napf niederlegte, bemerkte er in demselben noch einige Kartoffelkrümchen. Bei allen möglichen Gelegenheiten spricht man wohl von affenähnlicher Geschwindigkeit, hier hatten wir, es waren gleich viele Zuschauer versammelt, diese thatsächliche Geschwindigkeit vor uns. Schneller als ein Gedanke führte der kleine Gast den Napf vor das Gesicht und ledte ihn mit Blitzesschnelle über und über ab. Ganz verwundert schaute er im Kreise herum, als Alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Au einem nebenstehenden Tische ließen es sich ein paar Gäste gut schmecken. Der Kleine mochte denken, da gebe es noch einen nicht zu verachtenden Nachtmisch, und mit einem kühnen Sprunge saß er auf dem Tischrande. Entsetzt aufschreiend sprangen Alle empor, darüber erschrak er so, daß er vom Tische fiel und nun in großen Sätzen davonsprang.

Die beiden kleinen Burschen waren zu drollig, und je länger ich sie kannte, desto mehr fiel mir die Aehnlichkeit im ganzen Wesen zwischen ihnen und ihren beiden alten Herren auf. Sie gingen genau so gerade und gemessenen Schrittes einher wie diese, beobachteten ebenso ernsthaft, mit lebhaftem Blicke, alles um sich herum, und führten ihre Kunststücke mit derselben ehrbaren Miene aus. Nie mißlang ihnen irgend etwas, und nie wurden sie ungeduldig. Einmal wollten sie gern, wie ich, mit meinem Sonnenschirme spazieren gehen, ich gab ihnen denselben; er war aber zu schwer für sie und beugte sie ganz zur Erde hinunter. Es that mir leid zu sehen, wie die Thierchen sich quälten, und ich wollte ihnen den Schirm abnehmen, aber mit nicht zu verstehender bittender Geberde und ohne böse zu werden, hielten sie ihn fest und versuchten immer wieder einen Griff ausfindig zu machen, um das schirmende Dach gerade über sich zu halten, es ging aber doch nicht.

Dies fahrende Volk der Zigeuner interessirte mich sehr. Ein merkwürdig kameradschaftliches Verhältniß verband sie Alle miteinander. Jedenfalls sah ich noch nie wo anders den Greis, den Mann, den Jüngling und den Knaben jeder den anderen mit derselben Gleichberechtigung behandeln. Es mußte wohl daher kommen, weil jeder wußte, daß er ohne den anderen seine Kunststücke nicht ausüben konnte.

Der Hauptzauber der Zigeuner bestand darin, einen lebenden Menschen vor den Augen des stets zahlreich versammelten Publicums verschwinden zu lassen. Dem Betreffenden, Frau oder Mann, wurden die Hand- und Fußgelenke mittelst eines starken Strickes ganz fest zusammengebunden; dann ward er in hockender Stellung in ein Netz gesteckt, und dies vielfach zusammengeschnürt. Darauf ergriff der Zauberer sein, aus einem Fleischentürbis hergestelltes Musik-

instrument, umsprang und umhoppste den Gefangenen in beschwörender Weise, dabei seinem Instrument unausgesetzt grelle, scharfe Töne entlockend, die wir nach unserem Geschmack kaum Melodie nennen würden. Nach einiger Zeit ergriff er das Netz mit dem Menschen und stopfte es mit Mühe in einen Binsenkorb hinein. Dabei hauchte er zur besonderen Unterhaltung des Publicums große Rauch- und Feuermassen aus, dann legte er auf den Korb einen Deckel und darüber eine Decke, rief einige Beschwörungsformeln aus und beschrieb mit der Hand durch die Luft die Richtung, in der der Gefesselte entfliehen sollte. Plötzlich hob sich der Deckel ein wenig und gleich darauf schien der Korb ganz zusammenzusinken. Der Zauberer ließ wieder seine Musik ertönen. Im selben Augenblicke, als der Korb so in sich zusammensank, flog das Netz zum größten Staunen des Publicums im hohem Bogen durch die Luft. Schnell trat nun der Zauberer hinzu, ergriff einen langen Säbel, durchstach den Korb damit in schneller Folge von oben und von allen Seiten, nahm die Decke und den Deckel vom Korbe, setzte sich selbst hinein, trampelte darin herum, kam wieder heraus, nahm die Decke, hielt sie lose geballt vor sich und ging damit beschwörend um den Korb herum. Nach und nach meinte man unter der Decke die Bewegung einer menschlichen Form zu erkennen; schnell breitete der Zauberer sie wieder über den Korb, und kaum hatte er sie aus den Händen gelassen, so froh darunter aus dem Korbe empor der so vielfach Gefesselte.

Großartig sind diese Zigeuner als Bambusakrobaten. Ein Mann steht frei da. In seinem Gürtel ist eine starke, sehr hohe Bambusstange aufrechtstehend befestigt. Sie besteht aus zwei lose Theilen, die durch einen einfachen Strick zusammengeschürt sind. Mehr nach oben ist noch eine Querstange angebracht, so daß das Ganze die Kreuzform hat. An dieser immerwährend stark schwankenden Stange klettert ein Mann empor, auf dem Kopfe trägt er drei große aufeinanderge setzte Thonvasen, nachdem er oben verschiedene, staunenerregende Kunststücke ausgeführt hat, bringt er die Vasen herunter, erklimmt aber sofort wieder seine schwindelnde Höhe, stützt sich nur am Gürtel auf die Spitze der Bambusstange, streckt Arme und Beine weit von sich und benimmt sich da oben, als ob er sich als geübter Schwimmer von starken Meereswogen dahintragen lasse. Plötzlich hängt der ganze Mensch schwebend nach unten, nur eine Fußspitze ruht auf der Stange. Alle Kunststücke kann ich natürlich nicht aufführen, dies sind aber diejenigen, welche mich immer wieder am meisten erstaunten, so oft ich sie auch sah.

Auch auf einem ganz losen Seile leisteten sie kniend, stehend, schaukelnd Bewundernswerthes; aber darin sind unsere eigenen Artisten heute ja auch wirklich großartig, wie sie ihren östlichen Vorbildern auch schon sonst manche Geheimnisse und Kunststücke abgelauscht haben.

Bei allen Zaubereien ist die Musik immer unerläßlich. So hocken ein paar Männer musicirend auf der Erde, ein anderer vor ihnen, dieser hält auf der offenen Handfläche einen Stein; nachdem er die Hand schnell schließt und wieder öffnet, ist der Stein verschwunden, fliegt aber aus der Nase, wenn der Mann sich schneuzt. Der legt ihn wieder auf die offene Hand, haucht einmal darüber hin, und der Stein ist in einen langen Knochen verwandelt; damit schlägt er auf die Hand, haucht wieder darüber hin, fährt mit einem Stäbchen darüber weg, öffnet die Hand und hat mehrere große Silbermünzen darin.

Ein Gaudium für das Publicum war es immer, wenn der Zauberer aus demselben einen Knaben herbeirief, um ihm zu helfen. Der Knabe selbst folgte gewöhnlich diesem interessanten Rufe gern, aber meist mit dem Ausdrucke einer gewissen

Angst und Schen, denn wer konnte vorher wissen, worin der Zauberer ihn verwandeln würde? Zum Beginn ward jedesmal ein großer Kreis um die Zauberer gezogen, dessen Umte das Publicum nicht überschreiten durfte. Unter vielen Ceremonien ward eine kleine Stoffpuppe ihnen gegenüber in die Kreislinie gestellt. Noch denke ich voller Lachen des Schreckens eines Jungen, der helfen sollte und sehr tapfer herbeikam. Als er auf der von dem Zauberer bezeichneten Stelle stand, strich letzterer ihm mit der Hand ein paarmal übers Gesicht, legte ihm die Puppe auf den Kopf und gab ihm ein Geldstück in die Hand mit der Weisung, es ihm einen Augenblick zu halten. Er suchte etwas in seinem Zaubersack, schien es aber nicht finden zu können und sagte dem Jungen ihm sein Geld wiederzugeben; das war aber zu dessen Schrecken verschwunden. Der Zauberer klagte ihn an, ihm sein Geld genommen zu haben und ward böse, der Junge vertheidigte sich auf alle Weise und konnte vor Bestürzung kaum sprechen. Dies wiederholte sich dreimal, da faßte der Zauberer die Nase des Jungen zwischen Finger und Daumen und befahl ihm tüchtig zu schnauben, was dieser auch gehoramsst that, als er aber die drei Geldstücke weithin schnaubte, da raste er wie geheizt aus dem Bannkreise des Zauberers und sah sich nicht einmal nach dem neuen Sommerhute um, der ihm vom Kopfe flog.

Noch verblüffter war ein anderer Knabe, dem statt des Geldes ein Ei verschwand. Der Zauberer beschuldigte ihn trotz aller seiner Beteuerungen, das Ei verzehrt zu haben; er schwang sein Zauberstäbchen über dem Haupte des Beschuldigten, sprach eine Zaubersformel, hielt dem Jungen ein kleines Säckchen unter, und — der legte ein schönes, frisches Hühnerei. Ganz entsetzt starrte er das Publicum an, das in schallendes Gelächter ausbrach, er aber stand wie gebannt an derselben Stelle und wagte nicht sich zu rühren.

Ein anderer Gaukler ließ sich zwei Taschentücher geben, band sie mit je einem Zipfel durch einen dreimal geschlungenen Knoten fest aneinander, reichte sie im Publicum herum, damit jeder die Haltbarkeit des Knotens prüfen könnte. Nachdem er die Tücher wieder zurückerhalten hatte, pustete er ein paarmal darüber hin, legte sie als aufgelockertes Häuflein auf die Erde, blies auf seinem Musikinstrument, gleichzeitig damit über und um die Tücher hin- und herfahrend, legte sein Zauberstäbchen auf letztere, erfaßte jedes mit zwei Fingerspitzen und — schwenkte jedes frei durch die Luft.

Wieder ein Anderer nahm eine lange Schnur, verbrannte sie und zerriff sie in kleine Fäden; diese gab er einem Anderen in die offene Hand, fuhr mit einem Knochen darüber hin und entrollte sie wieder als lange Schnur.

Noch ein Anderer gab ein leeres Körbchen herum, legte ein Deckchen darauf, warf einen Knochen darüber hin und holte dann mehrere lebendige Kaninchen daraus hervor, die lustig herumtiefen; oder in einer mit Wasser gefüllten Cocosnußschale mußte eine kleine künstliche Ente nach dem Rhythmus der Musik schwimmen, tauchen oder empor schnellen, bald bedächtig, bald rasch, bald ganz, bald nur mit dem Kopfe oder Schwanz über dem Wasser sichtbar.

Bei einem gewissen Verschwindungstrick glaubten die Zuschauer jedesmal den Zauberer übersühren zu können, und seine anscheinend erschrockene Geberde bestätigte sie darin. So oft ich dieses Stückchen auch schon gesehen hatte, immer ließ ich mich wieder irre führen, denn der brausende Applaus zum Schlusse galt stets wieder der großen Kunst des Zauberers.

Da auch dies fahrende Volk zu meinen Freunden gehörte, so boten mir einige der ihnen an, mich in allerlei Künsten zu unterweisen; da dies aber eine sehr kostspielige Sache war, so verzichtete ich bald darauf.

Da mir daran liegt, alle diese Leute wirklich kennen und verstehen zu lernen, so gehe ich ganz auf ihre Art und Weise ein und gewinne dadurch immer schnell ihr Vertrauen.

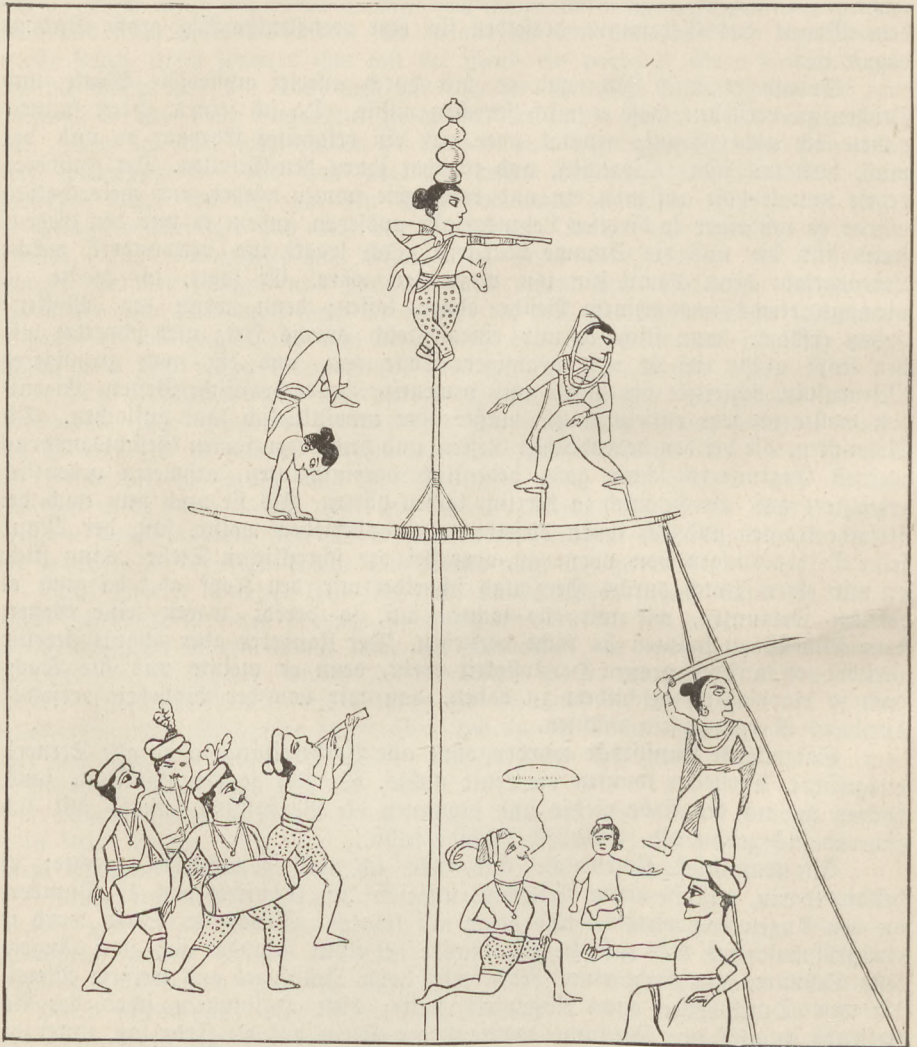
Ein Zigeuner hatte mir einen kleinen Gegenstand angeboten, den ich mir leicht für einige Pfennige selbst anfertigen kann, nachdem ich mich bereuen ließ, dem Manne das Geheimniß desselben für eine verhältnismäßig große Summe abzukaufen.

Sobald er mich sah, gab er mir durch allerlei mysteriöse Winke und Zeichen zu verstehen, daß er mich sprechen müsse. Da ich seinen Zweck kannte, achtete ich nicht darauf; einmal aber war ein bekanntes Ehepaar da und bat mich, doch mit ihm zu sprechen, und ich that ihnen den Gefallen. Der Zauberer redete nun lebhaft auf mich ein und behauptete immer wieder, nur meinerhalben würde er sich einer so directen Lebensgefahr aussetzen, indem er mir den Gegenstand für die und die Summe überließe. Ich fragte ihn verwundert, welche Lebensgefahr denn damit für ihn verbunden wäre. Er sagte, ich dürste ja niemand etwas von meinem Besitze ahnen lassen; denn wenn der „Master“ davon erfährt, dann sticht er mir einen Dolch durchs Herz und schneidet mir den Kopf ab!“ rief er mit graufigem Tone aus, und ein noch graufigeres Mienspiel begleitete die Worte und dementsprechende drastische Gesten. Eigentlich wollte ich sehr entsetzt thun, mußte aber unwillkürlich laut auflachen. Die Bekannten, die bei den bedrohlichen Gesten und dem bedeutsamen Gesichtsausdruck meines Gegenübers schon ganz bedenklich darschauten, athmeten ordentlich erleichtert auf, als sie mich so herzlich lachen hörten. Als sie mich nun nach der Ursache fragten und ich ihnen dieselbe auseinandersetzen wollte, fing der Mann seine Behauptungen von vorne an, aber bei der schrecklichen Stelle „dann sticht er mir einen Dolch durchs Herz und schneidet mir den Kopf ab,“ da ging es meinen Bekannten, wie mir, sie lachten auf, so beredt waren seine Gesten, denn seine Worte konnten sie nicht verstehen. Der Zauberer aber schaute ziemlich verstört ob unserer großen Herzlosigkeit drein, denn er meinte uns die Sache doch so eindringlich geschildert zu haben, daß wir von der Wahrheit derselben durchaus überzeugt sein müßten.

Sämmtliche Kunststücke wurden ohne alle Vorbereitung, ohne alle Scenerie ausgeführt. Verstecken konnten die Leute nichts. Wo sich gerade Publicum fand, hockten sie auf der Erde nieder und begannen die Vorstellung, nichts mit sich führend als genau die Zaubergegenstände selbst.

Ein Kunststück führten sie aus, das ich nicht wiedersehen mochte; es bestand darin, daß sie einen Feldstein, ungefähr im Gewichte von 45 Pfunden, an den Augen emporhoben, und zwar auf folgende Weise: der Stein ward in ein großmächiges Netz gesteckt, am Rande desselben befanden sich zwei längere, feste Schnüre, am Ende einer jeden eine hohle Halbkugel aus weißem Metall, die den Durchmesser eines Augapfels hatte; diese Halbkugeln schob der Betreffende in gebückter Stellung, während der Stein auf der Erde lag, unter die Lider und hing um jede Ohrmuschel die eine der Schnüre, erhob sich langsam so weit, daß der Stein ungefähr in Kniehöhe in der Luft schwebte, und dann lief er mehrere Schritte vorwärts und setzte seine Last ab. Dies kommt einem unglaublich vor, wenn man es nicht gesehen hat. Während der ganzen Vorbereitung findet ein Zwiegespräch zwischen dem Ausführenden und seinen Gefährten statt, er spricht die Befürchtung aus, die Augen möchten ihm durch das Kunststück „caput“ gehen und die Genossen beruhigen ihn aufs eindringlichste darüber.

Aufregend sind auch die Messerspieler. Einer derselben stellt sich vielleicht ein Messer aufrecht auf die Nasenspitze und wirft zwei andere hoch in die Luft, die er geschickt wieder auffängt, um dann in schnellem Laufe mit drei anderen Ball zu spielen.



Indische Gaukler. (Zu S. 13.)

(Nach einem indischen Gemälde im Völkermuseum zu Berlin.)

Auch das Ballspiel mit einer eisernen Kugel erscheint dem Uncingeweihten ziemlich lebensgefährlich. Indem der Spieler die große Kugel sehr hoch in die Luft wirft, gibt er durch ein Zeichen jedesmal an, wo sie herunter kommen soll, und nie verfehlt sie das angegebene Ziel. Mit wuchtigem Aufprall bleibt



sie hart an der bezeichneten Fußspitze liegen, daß man fürchtet, sie müßte die Zehe zerquetschen. Dann wieder legt der Spieler sie auf den Unterarm, schleudert sie mit demselben empor, und tausend fliegt sie herab, scharf die vorgestreckte Schulter streifend.

Die Schwertschlucker verschluckten thatsächlich eine Klinge bis in den Magen und zogen sie dann langsam wieder heraus.

Ein Mann hatte an einem Stiele einen großen, halbkreisförmigen Metallhaken, den ichob er durch das eine Nasenloch, so daß das Ende aus dem Munde herausstand. Etwas Aehnliches sah ich schon früher von einem nordafrikanischen Araber.



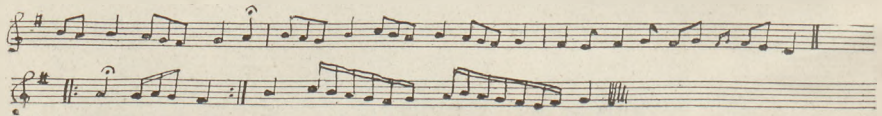
Indische Zigeuner mit Musikinstrumenten.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Die Schlangenbeschwörer hatten prachtvolle Exemplare der Kobra oder Brillenschlange, dieses sonderbaren Thieres, das seinen Kopf ganz flach und breit ausspannen kann wie einen Schirm, auf dem die unverkennbare Zeichnung einer großen schwarzen Brille zu sehen ist. Diese Schlange spielt in der indischen Mythologie eine große Rolle. Durch die Klänge einer eintönigen „Musik“ (s. S. 18) und allerhand Beschwörungen gezwungen, steigt die Kobra bald kerzengerade in die Höhe, bald rollt sie sich zusammen, oder krümmt und windet sich, wie der Beschwörer es eben haben will. Wenn die Schlangen ruhen, liegen sie in verdeckten Körben. Sollen sie tanzen, so bläst ein auf der Erde hockender Mann auf einem Musikinstrument, das aus dem hübschen gelben Flaschenkürbis hergestellt und mit Malereien und bunten Steinen, Münzen und Spiegeln verziert ist.

In unserer Familie liegt seit Generationen der Zug zum Forschen, zum Ergründen. Höre ich etwas, was ich in dem Augenblicke nicht begreifen kann, so leugne ich es nicht ab, sondern ich nehme mir vor zu erfahren, wie es möglich ist; und so weiß ich von manchen Dingen, die auch mir zuerst unfaßbar und übernatürlich erschienen, daß sie auf recht natürlichem Wege zu Stande gebracht werden. Vieles freilich, was ich von asiatischen und afrikanischen Völkern selbst sah und hörte, und vielemale mit angestrengtester Aufmerksamkeit verfolgte, hat bis jetzt auch für mich den Charakter des Wunders noch nicht verloren.

Vor einiger Zeit hörte ich zufällig mit an, wie einige Occultisten, mehrere Spiritisten und andere Verehrer des Uebersinnlichen, von denen einige durch Händeauflegen, andere durch Gebet oder ähnliche Mittel die verborgenen Geheimnisse der Natur ergründen wollen, sich über mehrere wunderbare Dinge, die sie von Indern gesehen hatten, unterhielten, und nun meinten, jeder auf seine Art die nöthige Willenskraft erlangen zu können, um das auszuführen, was gewöhnlichen Sterblichen unmöglich ist. Ich mußte mich umdrehen, um mein Lächeln zu verbergen, da ich wußte, wie unendlich wenig Kraft irgend welcher Art dazu gehört, und wie wenig der Wille dabei angestrengt wird. Ich wollte aber doch den Leuten die angenehme Erregung nicht rauben, in der sie sich befanden.



Zum Beweise dafür, daß die uns übernatürlich erscheinenden Zauberkünste, wie wir sie hauptsächlich von Indern kennen, auf ganz natürlichem Wege erlernt werden können, erwähne ich noch den „unverwundbaren Fakir Achmed Aratas“, den ich persönlich kenne, und der sich einige Zeit im Passage-Panopticum zu Berlin aufhielt.

Achmed ward 1872 geboren, und zwar in — Oesterreich. Seine Eltern besaßen einen Circus, mit dem sie viel die orientalischen Länder bereisten. Schon als Knabe fand er Gelegenheit, den Indern viele ihrer Zauber und Wunder abzulauschen und trat als Knabe schon selbständig als indischer Gaukler auf. Auf einer seiner Reisen gerieth er in die Gefangenschaft der Derwische in der Teheranwüste, und von ihnen lernte er die Künste, durch die er jetzt allabendlich die Welt in Staunen versetzt. So sticht er sich eine lange Nadel durch den Arm, das geschieht thatsächlich; er durchsticht so vielemale seine Arme, den Hals, die Wangen, die Zunge und wer es aus dem Publicum vermag, darf es ebenfalls bei ihm thun, es fließt kein Tropfen Blut. Ferner treibt er sich eine 13 Centimeter lange Nadel in den Leib, zieht einen langen Faden aus dem Bauch, hält den Arm in eine hellodernde Flamme, ohne daß Spuren zurückbleiben und läßt sich von einer ziemlich großen Schlange in die Fingerspitzen beißen, bis die dicken rothen Blutstropfen hervorsickern, und bei dem allen verzieht er keine Miene.

Ehe er mit seiner Vorstellung beginnt, steht er mit tiefgebeugtem Oberkörper vor einem Kohlenfeuer, über das er den Kopf heftig hin- und herschlenkert. Die Nadeln taucht er vor ihrer Benutzung zur Desinfection in eine zweiprocentige Lysollösung, um Vergiftungen und Entzündungen vorzubeugen.

Durch die Nase trägt er einen kleinen Knochen gezogen, durch die Ohren Tigerklauen mit Goldzierrat.

So viel ich von Eingeborenen erfahren konnte, streuen sie ein weißes Pulver (Verdschüäie?) auf das „heilige“ Feuer. Ich sah wie eine Frau sich mit glühenden Eisen über die Arme und die Zunge strich.

## Eine Fahrt nach St. Kilda.

Von A. v. Griexheim in Bernigerode.

Unter dem Namen St. Kilda hat man sich eine kleine Inselgruppe vorzustellen, welche im Bereiche des schottischen Gebietes den äußersten westlichen Vorposten menschlicher Ansiedelung bildet und unter 57° 48' 35" nördl. Br. und 8° 35' 30" westlicher Länge auf der Karte zu finden ist. Die St. Kilda-Inseln zählen zu den äußeren Hebriden und sind von der Westseite der zu letzteren gehörigen Insel North-List etwas über 10 deutsche Meilen entfernt. Den Namen entlehnte die Gruppe von der größten und allein von Menschen bewohnten Insel St. Kilda, welcher Name etwa seit drei Jahrhunderten besteht. Vordem hieß die Insel Hirta, eine Zusammenziehung von h-Far-tir, dem gaelischen Ausdruck für Westland oder Westgegend. Es verlohnt sich wohl der Mühe, einmal im Gedankenfluge nach jener abseits von den großen Verkehrs-linien gelegenen und auf dem Continent kaum dem Namen nach bekannten Inselgruppe zu eilen, da das eigenartige, gegen 80 Seelen zählende Völkchen, ferner die wunderbare und mannigfaltige Vogelwelt, der die Inselgruppe es verdankt, daß man sie das Paradies der britischen Ornithologen nennt, sodann schließlich die erhabene Scenerie der Inseln eine große Fülle des Interessanten darbieten.

Schreiber dieses hatte im August des Jahres 1893 das Glück, an einer der alljährlich stattfindenden Inspectionsreisen theilnehmen zu können, die den unter schottischer Verwaltung stehenden Leuchthurmstationen gelten. Die Ausreise wurde am 1. August auf dem den Commissioners of Northern Lighthouses zur Verfügung stehenden Dampfer „Pharos“ von Fort William aus unternommen und fand am 4. August die Inspection des Leuchthurmes auf Shillay-Insel statt.

Dieses winzige Inselchen gehört zu der Gruppe der kleinen Monach-Inseln, die noch nicht 2 deutsche Meilen von der Südwestküste von North-List entfernt sind. Da das Wetter günstig schien, so wurde beschlossen, einen Abstecher nach der etwa 9 deutsche Meilen nordwestlich von Shillay-Insel gelegenen Inselgruppe von St. Kilda zu unternehmen, welcher Vorschlag allgemeine Billigung fand. Das sonnige Wetter hielt indessen leider nicht an, es wurde nach und nach recht trübe und die See machte Miene ungemüthlich zu werden. Dazu fiel ein feiner Regen hernieder. Endlich erschienen vor uns die Umrisse einer gewaltigen Felsmasse, die für die Insel St. Kilda gehalten wurden. Doch man hatte sich, da es, wie gesagt, sehr trübe geworden war, geirrt. Es war die etwa  $\frac{3}{4}$  deutsche Meilen nordöstlich von der Hauptinsel gelegene, einen äußerst wilden Gebirgscharakter aufweisende Insel Borrera, auf welche wir zusteuerten. Unser guter, erfahrener Capitän nahm, den Irrthum erkennend, sofort den richtigen Kurs nach Südwesten auf, und konnten wir

gegen 2 Uhr in Village Bay, der einzigen in Frage kommenden Bucht an der Südostseite von St. Kilda, einlaufen. Inzwischen hatte sich der Wind nach Südwesten gedreht und das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt. Als wir inmitten der Village Bay vor Anker gingen, war die See wieder glatt. Der gefährlichste Wind für die nach St. Kilda kommenden Schiffe ist der aus Südosten. Dieser füllt die genannte Bucht, wo allein nur die Schiffe Schutz finden können, oft mit so fürchterlichen Seen, daß es dann äußerst gefährlich ist, dieselbe aufzusuchen. Nur deren nordwestlicher Theil, welcher daselbst auch eine Strecke flachen Strandes aufweist, ist von weniger steil geböschten Hängen eingefast und dort befinden sich auch die Wohnstätten der Inselaner. Hinter diesen Hängen steigt das Land steil an und erreicht auf der Nordseite der Insel im Conagher mit 380 Meter Höhe von den sechs die Insel krönenden Erhebungen den höchsten Punkt über dem Atlantischen Ocean. Ebenso wie Borrera bieten auch St. Kilda und die übrigen Inseln, die zu der Gruppe gehören, im besonderen die Insel Dvon mit ihren phantastischen Felszacken, welche Village Bay im Süden abschließt, sowie die Insel Soa und noch einige kleinere aus dem Meere aufragende Felsmassen einen großartigen wilden Gebirgscharakter dar.

Hiervon konnten wir uns schon überzeugen, als wir an der steilen Felsküste von St. Kilda vorbeikamen, die an einigen Stellen über 200 Meter senkrecht zum Meere abfällt. Als wir in die Bucht einliefen, an deren Nordweststrand sich das ganze Leben zu concentriren scheint, entdeckten wir im Vordergrunde zur Rechten drei graue kleinere Gebäude, von denen uns zwei als die Kirche und das Pfarrhaus bezeichnet wurden. Das Kirchlein ist ein graues, einfaches Gebäude mit Schieferdach, welches auf jeder Langseite nur zwei Fenster aufweist, und worin den frommen und schlichten Inselanern das Wort Gottes in Gaelisch gepredigt wird. Der verehrungswerthe Geistliche, der gleichzeitig wohl der einzige Träger wissenschaftlicher Bildung ist, versieht nicht allein das Amt des Seelsorgers und Schulmeisters, sondern auch das des ärztlichen Berathers. Nordwestlich hinter den oben genannten Gebäuden und wegen des nach dem Inneren der Insel ansteigenden Geländes etwas erhöht über ihnen erschienen die in langer Reihe sich hinziehenden kleinen Wohnhäuser der Inselaner. Im Jahre 1877 belief sich die Zahl der Familien auf 19 und die Gesamtzahl der Seelen auf 76, von denen 31 dem männlichen und 45 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Die ersten menschlichen Wesen, die wir vom „Pharos“ aus entdeckten, waren Kinder, die allem Anscheine nach vom Schulunterrichte kamen und deren Erstaunen über den seltenen Anblick eines Dampfers wohl gerechtfertigt erschien. Zu gleicher Zeit fand sich auch eine große Zahl von Hunden ein, welche das auch ihnen ungewöhnliche Schauspiel mit Wellen begrüßten.

Leider war es den an Bord des Dampfers Befindlichen nicht vergönnt an Land zu gehen, aus Gründen, welche später erwähnt werden sollen. Ich muß mich deshalb in meiner weiteren Schilderung einmal auf das ganz ausgezeichnete, 1898 erschienene Werk von Richard Kearton, „With Nature and Camera“, ferner auf George Seton, „St. Kilda Past and Present“ und auf James Wilson, „A Voyage round the Coast of Scotland and the Isles“ beziehen. Richard Kearton hat in seinem Werke hochinteressante und besonders ornithologische Studien niedergelegt, von denen er die auf die Gruppe der St. Kildainseln bezüglichen während eines zehntägigen Aufenthaltes daselbst im Sommer 1896 sammelte. Auch bei dieser Gelegenheit war er von seinem Bruder Cherry Kearton begleitet, der als tüchtiger Amateurphotograph ihm prächtige

Bilder für sein Werk geliefert hat. Beide Brüder, mit klarem, sicherem Blick begabt, haben auf diesen gefährlichen, aber hochinteressanten Excursionen mehr wie einmal schneidige Tollkühnheit und nie versagende Geistesgegenwart bewiesen. Ganz zutreffend schildert Kearton den Eindruck, den er empfand, als er an Bord der „Demara Castle“ in die Village Bay gelangte, wenn er sagt: „Die düstere Großartigkeit des Ortes war ebenso ehrfurchteinflößend wie die schreckenvollste Seite aus Dante oder Milton und würde den Pinsel eines Dore erfordern, um ihrer Erhabenheit gerecht werden zu können.“ Außer der eine Strecke flachen Strand des aufweisenden Village Bay ist die Insel, welche bei einer Größe von beinahe einer Quadratmeile die Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks hat, fast ringsum von jähen gewaltigen Felsabhängen eingefaßt. Den gewaltigsten Absturz weist die Nordseite des Conagher auf, der an jener Stelle vom Scheitel bis zum Meeresspiegel gleichsam wie abgeschnitten senkrecht abfällt. „Als wir den Gipfel des Conagher erreichten,“ sagt ein Besucher desselben, „bot sich uns eine überraschende Aussicht dar. Hinter uns die moosbedeckten Hänge des Berges, welche allmählich in die reicheren Farben der zu den Wohnplätzen der Inselaner gehörigen Weideplätze übergingen, vor uns in erhabener Majestät der weite Atlantische Ocean. Um hinunter schauen zu können, kriechen wir an den Rand, legen uns auf einer großen flachen Felsplatte nieder und schauen in die schwindelnde Tiefe, aus der das Brausen der brandenden Meereswogen nicht zu unseren Ohren dringt. Ein hinuntergelassenes Senfblei würde die See erreichen.“

Die St. Kildaner sind gleich den Bewohnern der übrigen Hebriden keltischen Ursprunges, wobei aber wohl mit Bestimmtheit angenommen werden kann, daß bei den verheerenden, weit ausgedehnten Streifzügen der nordischen Scharen, wie der Wikinger, diese sich mit den keltischen Inselbewohnern vermischt haben. Man hat auf St. Kilda unterirdische Bauten gefunden, die einst wohl als Wohnstätten dienten, und sind bei den angestellten Nachgrabungen und Forschungen interessante Funde gemacht worden. Es wird hieraus der Schluß gezogen, daß schon vor 1000 Jahren die Inselgruppe bewohnt war. Zu diesen Funden gehören eine eiserne Speerspitze, Hammersteine, steinerne Aexte, Wetzsteine, Theile irdener Gefäße, ausgehöhlte Steine, die als Lampen verwendet wurden, und noch andere Gegenstände. In Seton's Werk werden diese unterirdischen Bauten auch als „Picts' houses“ aufgeführt, welche an die der keltischen Rasse angehörenden alten Pikten erinnern, von denen auf den Orkneys noch 70 und auf den Shetlandinseln noch 75 existiren sollen. Der erste genauere, auf persönliche Anschauung begründete Bericht über die Inseln datirt aus dem Jahre 1697 aus der Feder eines gewissen Martin, damaligen Factors der Familie Macleod of Macleod, der die Inselgruppe schon damals seit langer Zeit gehörte. Diese alte, auf Harris, dem südlichen Theile auf der Insel Longisland und auf der Insel Skye begüterte Familie besitzt auch noch heute die St. Kildainseln und zahlen die Inselaner an das Oberhaupt derselben schon seit den ältesten Zeiten Pachtzins, was in natura und jetzt jährlich im Werthe von 100 Pfund Sterling erfolgt. Zu diesem Zwecke liefern sie an den Factor hauptsächlich Schafe, Gerste, Käse, gewebte Wollstoffe, Fulmaröl und Federn ab. Einmal im Jahre erscheint dieser Factor als Bevollmächtigter von Macleod of Macleod, dem Besitzer, und haben die Leute zu dem Factor ein großes Vertrauen, wie sie auch für den Besitzer der Inseln eine große Liebe und Verehrung hegen, da sie wissen, daß er ihre Interessen in redlicher Weise wahrnimmt. Bei der Ankunft des Factors giebt es viel zu thun, auch entwickelt

sich bald ein lebhafter Tauschhandel. Das Salz liefert ihnen der Besitzer der Inseln unentgeltlich. Der urbar gemachte Boden in der Nähe der Wohnstätten liefert Gerste, Hafer und ein gewisses Quantum Kartoffeln, auch sind einige wenige Streifen Landes mit Rüben und etwas Kohl bestellt. Für das etwa 30 Stück zählende Rindvieh und für die Schafheerden ist ausgezeichnetes Weideland vorhanden. An Schafen sollen auf St. Kilda, Soa und Borrera etwa 1200 Stück existiren, von denen die auf Soa vollständig wild aufwachsen und einer besonderen Art angehören. Für den Wintervorrath schlachtet jede Familie zwei bis fünf Schafe. Pferde sind nicht vorhanden, dafür giebt es desto mehr Hunde.

Während noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Insulaner in elenden, höhlenartigen Behausungen lebten, bestehen jetzt alle Häuser aus soliden, einstöckigen steinernen Bauten, die sogar den Luxus der Fensterstößen aufweisen und mit soliden, durch eiserne Bänder stark befestigten Zinkdächern eingedeckt sind. Um Feuerungsmaterial zu erhalten, ist man auf Torf angewiesen, der von den Berghängen abgeschält wird. Wie viel besser würde sich das Los der armen Leute gestalten, wenn ihnen hin und wieder eine Schiffsladung guter Kohlen zugeführt würde. Die St. Kildaner haben sehr gute Charaktereigenschaften. Sie sind bieder, fromm, zufrieden mit dem, was sie haben, und besitzen eine große Liebe für ihr Inselheim. Es ist eigenartig, daß das Völkchen gar keine Neigung für Musik und Spiel hegt. Als Kearton eines Tages den verdienstvollen Geistlichen von St. Kilda fragte, welche Arten von Spielen die Kinder betrieben, antwortete dieser über die Unkenntnis der Verhältnisse gutmüthig lächelnd: „Gar keine; ihre Eltern würden es für frivol halten, sie irgend etwas anderes gelehrt zu haben als das Erklettern von Felsen, das Einfangen von Schafen und solche Dinge, die ihnen für ihr späteres Leben nützlich sein könnten.“ — Trunkenheit ist völlig unbekannt. Etwas Branntwein — Whisky — wird in Häusern nur für den Gebrauch in Krankheitsfällen gehalten. Eine große Wohlthat ist das Vorhandensein guten Trinkwassers. Eigenthümlich ist das starre Festhalten der Insulaner am Althergebrachten und ihr Widerstreben, wenn es sich um Einführung neuerer und selbst nützlicher und wohlthätiger Einrichtungen, wie z. B. solcher sanitärer Art handelt. Von Seiten der Familie Macleod war der Versuch gemacht worden, eine der Frauen zu bewegen, sich als Hebamme in Edinburg ausbilden zu lassen, natürlich auf Kosten des Grundeigenthümers. Diese Idee muß im Hinblick auf die bisherige, statistisch nachgewiesene große Sterblichkeit der Kinder bald nach der Geburt als eine äußerst menschenfreundliche bezeichnet werden. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich. Ein anderer Fall. Im Sommer 1896 kam ein Arzt nach St. Kilda, vielleicht im Auftrage von Macleod of Macleod, um die Kinder dort zu impfen. Der gute Mann mußte aber wieder abreisen, ohne auch nur ein Kind geimpft zu haben. Im allgemeinen ist jedoch der Gesundheitszustand ein günstiger. Schwindsucht und sonstige tuberculöse Erscheinungen kennt man auf St. Kilda fast gar nicht. Einige Krankheitserscheinungen, wie z. B. die Ruhr, will man dem übermäßigen Genuße des öligen und gepökelten Fleisches der Seevögel zuschreiben.

In mancher Hinsicht steht die Ordnung der Dinge nach unseren Begriffen auf dem Kopf. Kearton schreibt: „So fertigen die Männer den Frauen die Kleider, während diese den Kartoffelacker bearbeiten oder Ampferkrautblätter für die Küche pflücken. Als Resultat davon sind die Kleider natürlich weder modisch gefertigt noch gut sitzend.“

Die armen Frauen von St. Kilda scheinen überhaupt ein recht hartes Los zu haben. Da vom schönen Geschlecht die Rede ist, so mag hier ein ganz harmloser merkwürdiger Gebrauch Erwähnung finden, der eines poetischen Reizes nicht entbehrt und bei der nüchternen Lebensanschauung der Insulaner überrascht. Die schönste Jungfrau auf der Insel wird zur Königin erwählt. Sie kann jedoch dieses auszeichnende Ehrenamt, welches zwar keine Regentpflichten, dafür aber vielleicht den Neid der einen oder anderen Mitschwester nach sich zieht, nur so lange bekleiden, als sie unverheiratet bleibt.

Die Männer von St. Kilda halten jeden Morgen vor einem ihrer Häuschen oder bei dem Vorrathshause eine Art Parlamentsitzung ab. Es handelt sich hierbei meist darum, was an dem betreffenden Tage geschehen soll. Geht es bei diesen Sitzungen auch mitunter recht lebhaft her, so gelangt man doch immer zu einem befriedigenden Einverständnis.

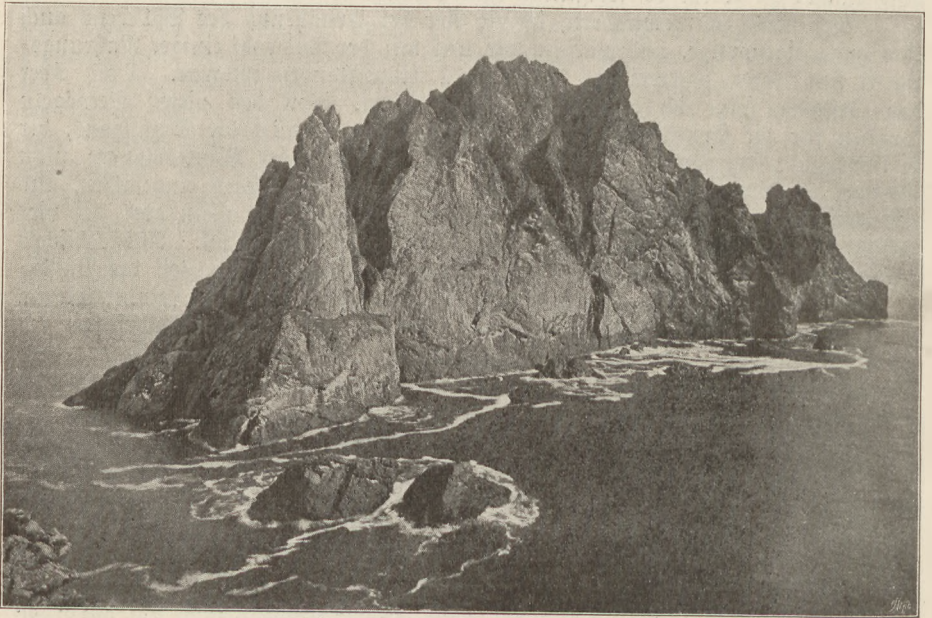
Wie nicht zu verwundern, ist die Art der Ernährung des Völkchens auch eine ganz eigenartige, und würden wir uns mit der Auswahl einiger Nahrungsmittel und deren Zubereitung wohl kaum einverstanden erklären. Doch über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Von den vielen Seevögeln kommen für die Ernährung der St. Kildaner hauptsächlich die Solangans, der Fulmar und der Puffin in Betracht. Um während der Wintermonate nicht Mangel zu leiden, werden Fulmar und Solangans in Fässern eingesalzen, und reservirt sich jede Familie von eingesalzenem Fulmarfleisch allein drei bis vier Fässer, deren jedes an 200 dieser Vögel enthalten soll. Aus Fischen machen sich die Insulaner sehr wenig. Wenn im Sommer die Zeit des Puffinfangens gekommen ist, dann bildet das Fleisch dieses Vogels die Hauptnahrung. Zum Frühstück wird alsdann in dieser Zeit in der dünnen Hafersuppe ein Puffin mitgekocht, wodurch die Hausfrau von St. Kilda der Suppe mehr Gehalt und Geschmack verleihen will. Zum Mittagmahle erscheint der kostbare Saisonvogel wieder auf dem Tische, aber diesmal in gebratenem Zustande mit einer sehr großen Zuthat von hart gekochten Eiern. Brot wird als ein großer Luxus betrachtet und hauptsächlich nur bei Taufen, Hochzeiten und zu Neujahr gebacken. Zu Neujahr schlachtet auch jede Familie ein Schaf und backt Hafermehlkuchen. Hinsichtlich der Getränke sind die Leute — wie dies schon bemerkt wurde — sehr genügsam. Das Lieblingsgetränk besteht in Molken.

Wenden wir uns nun der Vogelwelt zu, welche der Inselgruppe das eigenartige Gepräge verleiht, so hat man es mit Land- und Seevögeln zu thun. Von ersteren hat man angetroffen den Zaunkönig, die Schmalbe, den Staar, den Raben, die Haubenträhe, das Weißkehlchen und noch die eine oder andere Art. Verirrt sich einmal ein Kuckuck nach den Inseln, so erfüllt sein Ruf die Bewohner mit Unbehagen und Schrecken, da sie an dem bei ihnen bestehenden Aberglauben strenge festhalten, der besagt, daß dieser Vogel ein Unglücksbote sei. Das Hauptinteresse bieten aber die Seevögel, die in Myriaden die Inselgruppe bevölkern, und von denen gegen 20 Arten bekannt sind. Die Seevögel beobachten in Bezug auf ihre Abreise und Wiederkunft, sowie in Bezug auf das Eierlegen und Brüten eine so erstaunliche Regelmäßigkeit, daß man auf Grund dieser Erscheinungen ganz gut eine Art Kalender für die Gruppe der St. Kildainjeln zusammenstellen könnte. Sämmtliche der vielen Vogelarten, welche diese Inseln aufsuchen, sollen im April daselbst anzutreffen sein. Für die Vogelfänger ist der Monat Mai der wichtigste, da in ihm fast alle Vögel Eier legen. Mit Ausnahme des Fulmar, der die Insel Ende August verläßt, aber schon im November wieder kommt, ist Ausgangs November

die Felsenküste für die folgenden vier Monate ziemlich verödet. Erst nach Ablauf dieser Zeit kehren die Seevögel wieder zurück.

Für die Inselaner kommen hauptsächlich folgende Seevögel in Betracht: die Solangans (gannet oder solan — goose sula bassana); der Fulmar (fulmar petrel — fulmarus glacialis); der Puffin (puffin, auch bougir oder tammy norrie — fratercula arctica). Dann könnten noch genannt werden: der trummschnabelige Taucher (razor-bill — alca torda) und das Wasserhuhn (guillemot — uria troile). Alle diese genannten Vogelarten, sowie noch einige andere legen nur ein einziges Ei.

(Fortsetzung folgt.)



Die Insel Borrera. (Zu S. 19.)

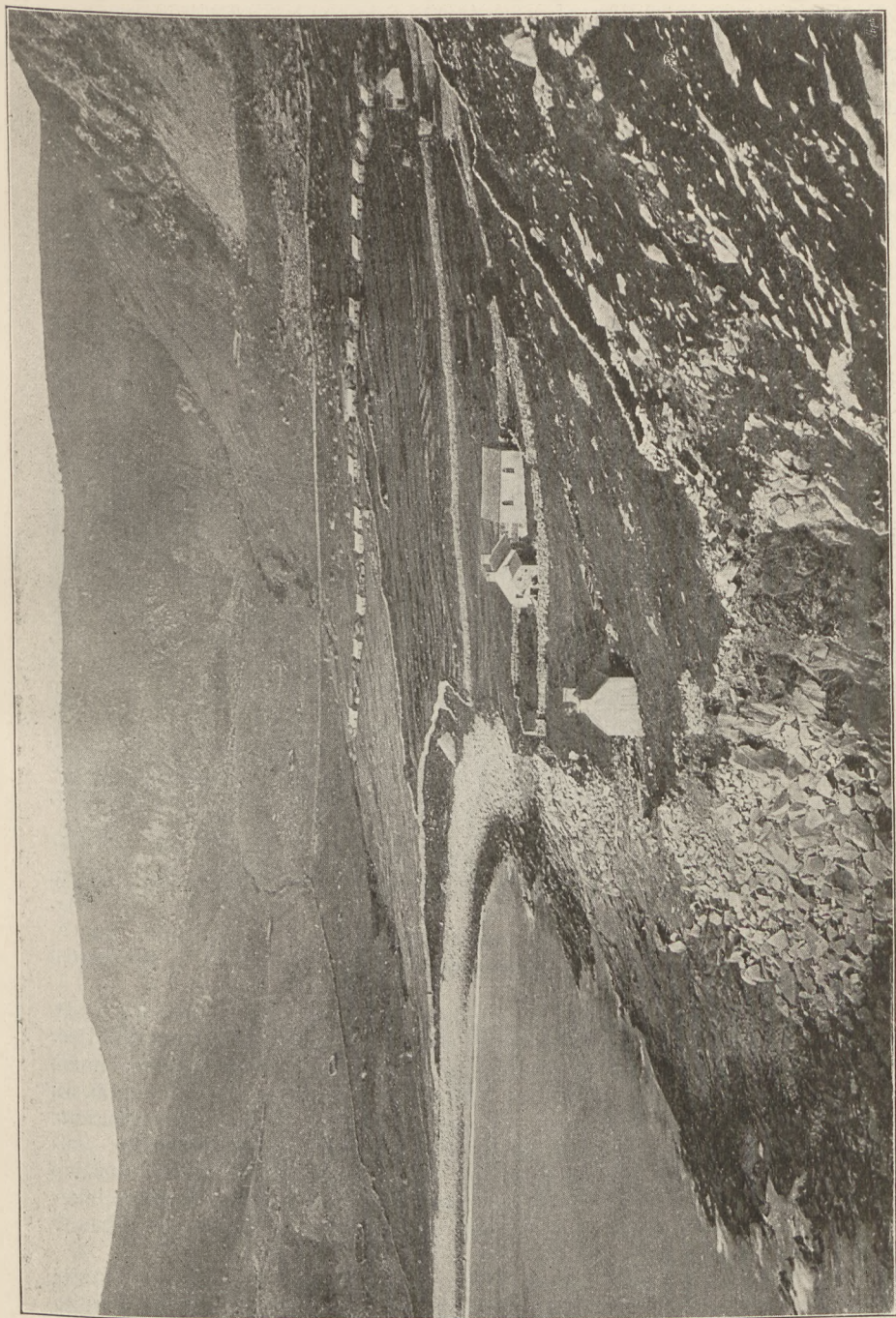
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

## Das Delta der Elbe.

Von W. Henz in Hamburg.

Es mag Manchem für den ersten Augenblick recht verwunderlich erscheinen, daß von einem Delta der Elbe die Rede sein soll; weiß doch jeder Schulknabe selbst der einfachsten Dorfschule, daß die Elbe als ein ungetheilter Strom bei Cuxhaven in die Nordsee mündet. Und doch scheint es nur so; denn wir finden bei der Elbe ein zwar nicht besonders umfangreiches, aber doch recht verzweigtes, regelrecht ausgebildetes Delta.





Die Stadt St. Kilda von Süden aus.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Betrachten wir den Unterlauf der Elbe auf einer Specialkarte, so erscheint der Strom etwa 1 Kilometer unterhalb Hamburgs bei dem herrlich gelegenen, beliebten Ausflugsorte Blankenese drei- bis fünfmal so breit als oberhalb Hamburgs, und die ganze Theilstrecke von da bis zur Mündung hat mehr den Charakter eines schmalen Meerbusens als den eines Flusses.

Wir finden eine ganz ähnliche Erscheinung in dem südlichen Theile der Halbinsel Jütland, wo von der Ostseeküste bei dem Städtchen Rappeln ein schmaler Meerbusen tief in das Land einschneidet bis zur Stadt Schleswig. Diese Bucht heißt Schlei und gilt als ein Meerestheil, weil kein einmündender Fluß von irgend welcher Bedeutung sie ihres Charakters entkleidet und zu dem Unterlaufe eines Flusses stempelt.

Bedüglich dem letzteren Umstande, daß in den Meerbusen von Hamburg, wenn wir ihn so nennen wollen, ein bedeutender Fluß einmündet, daß dadurch dem verhältnismäßig schmalen Meeresarm eine große Wassermasse zugeführt wird und infolge dessen sich eine energische Strömung nach der Nordsee hin geltend macht, hat diese Bucht die Degradirung zu einem Flußtheile zu verdanken. Allerdings bemerkt man zur Zeit der Flut, daß diese Strömung stockt; das Wasser staut sich dann und fließt eine große Strecke sogar aufwärts. Die Gezeiten kann man noch mehrere Meilen oberhalb Hamburgs beobachten, und bei der hochberühmten Handelsmetropole ist der Unterschied zwischen Ebbe und Flut noch sehr beträchtlich.

Infolge der großen Menge zuströmenden Süßwassers enthält auch der breite Unterlauf der Elbe bis in die Nähe der Mündung Süßwasser und wird erst dann brackig. Aber auch dieser Umstand ändert an der Thatsache nichts, daß wir es hier nicht mehr mit dem Unterlaufe der Elbe, sondern mit einem schmalen Meerbusen zu thun haben. Man wird ihn am richtigsten als ein Aestuarium bezeichnen, in welches an seinem innersten Theile bei Blankenese als Hauptfluß die Elbe einmündet, während von Norden und Süden noch eine Reihe kleinerer Flüsse ihr Wasser ebendahin senden. Auf der Nordseite sind es Pinnau, Krückau, Stör und auf der Südseite Este, Lühe, Schwinge, Oste und Medem.

Die Elbe fließt von der Einmündung der Havel bei Wittenberge bis zu dem ersten hamburgischen Dorfe Geesthacht, das als eine Enclave in dem ehemaligen Herzogthum Lauenburg liegt, in streng nordwestlicher Richtung. Auf dem rechten Ufer ziehen sich die Ausläufer des baltischen Landrückens hin, die den Fluß in unmittelbarer Nähe bis zu dem genannten Dorfe begleiten.

Dieser Höhenzug behält die gleiche Richtung bis Hamburg und tritt dort in dem westlichen Stadttheile St. Pauli wieder dicht an das Ufer der Elbe heran, um dieselbe bis Wedel zu begleiten. Diese Partien, besonders von dem ehemaligen, nun zu Altona gehörenden Ottenjen an, sind reich an landschaftlichen Reizen. Die Perle der ganzen Gegend ist das schon genannte Blankenese, welches sich so steil an die Hügel anlehnt, daß der Verkehr vielfach nur durch Treppen ermöglicht wird. Eine kurze Strecke weiter abwärts erreicht die Hügelkette in dem 92 Meter hohen Baurzberg ihren Culminationspunkt und wendet sich dann nach Norden, das Innere der Halbinsel Jütland bis zum Cap Skagen durchziehend.

Der Abfall nach dem fruchtbaren Marschlande, das reine Alluvialbildung darstellt, ist allenthalben recht steil und somit die Grenze zwischen diesem und dem sandigen, wenig fruchtbaren Geestlande sehr deutlich gezogen.

Ungefähr in der Mitte zwischen Geesthacht und Hamburg bei dem alten Städtchen Bergedorf, das ebenfalls zu dem hamburgischen Staatsgebiete gehört, kommt die Bille aus den Hügeln hervor und schlängelt sich dann an deren Fuße in vielen Windungen in tragem Laufe bis nach Hamburg hin.

Dort aber bei Geesthacht haben wir die ehemalige Mündung der Elbe in den damals erheblich breiteren Meerbusen zu suchen; bis dahin drangen die brackigen Fluten der Nordsee und bespülten den Südwestabhang des baltischen Landrückens im Nordosten und den Nordostabhang des karpatischen Landrückens in den Hügelketten der Lüneburger Heide



**Blankenese an der unteren Elbe.**

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

im Südwesten, die in dieser Gegend in den Schwarzen Bergen bei Harburg ihren höchsten Punkt erreichen. In diesen innersten Theil der Bucht mündeten außer der Elbe von Norden noch Bille und Alster, von Süden Jlnenau, Luhe und Seeve.

Bekanntlich hat die Elbe bei ihrem Durchbruche durch das böhmische Mittelgebirge und das Elbsandsteingebirge sich eine tiefe Rinne gegraben. So mußte sie also gewaltige Erdmassen diesen ihren ersten Ablagerungsstellen entführen. Dazu kam noch der Umstand, daß gerade bei diesen beiden Gebirgen der Verwitterungsproceß, wie man aus den bizarren Formen der noch vorhandenen Berge und Felsklippen ersehen kann, unter dem Einflusse der Atmosphäre einen sehr bedeutenden Umfang genommen hat. Alle Producte dieser Vorgänge gelangten auf kleineren oder größeren Umwegen in die Elbe, die ihre

schmutzigen, gelben Gewässer der fernen stillen Bucht zuführte. Es ist selbstverständlich, daß schon unterwegs von diesen Sand- und Schlickmassen vieles wieder an den Ufern abgesetzt wurde, und die Magdeburger Börde mit ihrem fruchtbaren Erdreich wird jedenfalls die erste Hauptablagerungsstätte gewesen sein. Was aber die Fluten weiter zu führen im Stande waren, das gelangte in dem innersten Winkel der Mündungsbucht zur Ablagerung.

Die dadurch gebildeten Schlamm- und Schlickbänke schoben sich im Laufe vieler Jahrhunderte immer weiter vor und füllten den innersten, breiteren Theil der Nordseebucht endlich bis in die Nähe des heutigen Blankenese aus. Natürlich ist diese Thätigkeit der Elbe keineswegs zum Stillstande gekommen, sondern dauert noch immer weiter fort. Zahlreiche Inseln, die zur Zeit der Flut theilweise unter Wasser stehen, bezeugen dieselbe. Sie führen den Namen „Sand“, während diejenigen, welche über der Flutmarke stehen oder dem Einflusse der Gezeiten durch Eindeichung entzogen sind, „Wärder“ genannt werden. Hierbei hat sich die eigenthümliche Praxis ausgebildet, daß man auf hamburgischem Gebiete „Wärder“ schreibt, auf preussischem aber „Werder“. Das führt zu seltsamen Consequenzen. Das Fischerdorf Finkenwärder gehört zur einen Hälfte zu diesem, zur anderen Hälfte zu jenem Staate, hat also thatsächlich für seinen Namen zwei amtliche Schreibweisen.

Natürlich haben sich an der Ablagerungsarbeit auch die anderen Zuflüsse der Bucht betheiligt; allein ihre Leistung ist im Vergleiche zu derjenigen der Elbe so minimal, daß sie hier nicht in Betracht kommt.

Die Sand- und Schlammhäufe bedeckten sich bald mit Gras und wurden ein Tummel- und Brüteplatz der Sumpf- und Schwimmvögel. Sie hoben sich mehr und mehr aus den Fluten empor, und zwischen ihnen hindurch mußten sich die Wasser der Elbe neue Wege bahnen. So entstand ein System von Canälen und Armen, das anfangs noch vielen Veränderungen ausgesetzt war, bis sich nach und nach einige Flußarme dauernd offen hielten und die neugebildeten Inseln genügend Festigkeit und inneren Zusammenhang zeigten, um den andrängenden Wassermassen erfolgreich widerstehen zu können. So hatte sich also ein Delta gebildet, genau in derselben Weise, wie z. B. das des Rheines in Holland, nur mit dem Unterschiede, daß das Delta der Elbe an Umfang ganz bedeutend hinter jenem zurückblieb. Und dieses Delta der Elbe besteht heute noch; weil aber die einzelnen Mündungsarme sich nicht in die freie, offene See ergießen, sondern in einem schmalen Meerbusen wieder zusammenfließen müssen, der noch dazu einen unleugbaren Flußcharakter trägt, so kommt auch das Delta der Elbe nicht recht zur Geltung und die Hamburger Bucht hat den Namen Elbe und wird ihn wohl auch behalten.

Betrachten wir nunmehr das Delta der Elbe in seiner heutigen Gestalt.

Von dem mehrfach genannten Geesthacht an fließt die Elbe eine kurze Strecke nach Westen und wendet sich dann in einem scharfen Bogen nach Südwesten bis zu dem Dorfe Ost-Krauel. Hier verfällt sie auf kurze Strecke in eine direct ost-westliche Richtung bis zur Mündung der Ilmenau, um von da an die ursprüngliche Nordwestrichtung bis zur Hauptgabelung wieder aufzunehmen.

In der Mitte der kurzen südwestlichen Laufftrecke, dem hannoverschen Dorfe Dreunhausen gegenüber, schießt der Hauptfluß den ersten Arm, die Dove-Elbe, d. h. taube Elbe, rechts ab. Diese zieht sich in vielen Windungen, auf beiden Seiten eingedämmt, durch die fruchtbare Marsch. In der Nähe von Bergedorf steht sie durch den Schleusenengraben mit der von da an ihr parallel

fließenden Bille in Verbindung. Hinter den Deichen stehen beiderseits die Einzelhöfe der Marschbauern. Bei Tatenberg vereinigt sie sich mit der Gose-Elbe (leichte Elbe), einem zweiten Elbearm. Diese zweigt sich bei Ost-Krauel von dem Hauptstrome ab und bietet ein der Dove-Elbe durchaus gleichartiges Bild. Nach ihrer Vereinigung ergießen sich beide wieder in den nördlichen Hauptarm des Stromes. Dove-Elbe und Gose-Elbe wurden übrigens vor 400 Jahren von dem Hauptflusse abgedeicht, um Ueberschwemmungen des von ihnen durchflossenen Gebietes zu verhüten.

Etwas oberhalb der hannoverschen Fabrikstadt Harburg theilt sich die Elbe in zwei fast gleichwerthige Arme, nämlich in die Norder- und Süder-Elbe. Die erste, schmälere und tiefer als jene, fließt nach Norden und dann in einem Bogen nach Westen an der Doppelstadt Hamburg=Altona vorbei. Auf der ersten Strecke empfängt sie die aus der vereinigten Dove- und Gose-Elbe bestehende Billwärder-Elbe. Bei dem ersten rechtsseitigen Stadttheile Hamburgs Rothenburgsort zweigt rechts ein flacher, ziemlich breiter, todter Elbearm ab, der ebenfalls den Namen Dove-Elbe führt und gewöhnlich mit Holzflößen bedeckt ist. Zwischen dieser Dove-Elbe und der Norder-Elbe liegen die Inseln (eigentlich Halbinseln) Kaltehoje und Billwärder, beide durch einen schmalen Damm miteinander verbunden. Auf denselben befindet sich die großartige Filtrationsanlage der Hamburger Stadtwasserkunst.

Nunmehr tritt die Norder-Elbe in das Weichbild der Stadt Hamburg, wo sie vermöge der viel bewunderten, gewaltigen Hafenanlagen in den Dienst Mercurus gestellt wird. Kurz vor der neuen Fahrbrücke über die Elbe sendet sie rechts einen neuen Arm ab, den Oberhafencanal, der von rechts die Bille aufnimmt und als Dovenflect die untere Altstadt durchzieht, um sich endlich wieder mit der Norder-Elbe zu vereinigen. In der Stadt selbst bildet er in Gemeinschaft mit den beiden Mündungsarmen der Alster ein förmliches System von Canälen, Flecte genannt, die Hamburg zu dem Namen eines nordischen Benedigs verhalfen.

Die Süder-Elbe wendet sich von der Gabelungsstelle zuerst nach Westen und erreicht bald, unter zwei mächtigen Brücken durchfließend, Harburg. Bei dieser Stadt bildet sie auf dem linken Ufer ein kleines Hafengebassin, in dessen Mitte sich eine kleine Insel befindet, die ehemals einen Brückenkopf zur Vertheidigung des Elbeüberganges trug. Alsdann sendet der Strom rechts einen ziemlich starken Hauptarm, Reiherstieg genannt, nach Norden, welcher zwischen den hamburgischen Stadttheilen Kleiner Grassbrook und Steinwärder in die Norder-Elbe mündet. Durch den Reiherstieg unterhält Hamburg einen regen Dampferverkehr mit der kleineren Nachbarin. Etwa in der Mitte seiner Laufftrecke sendet der Reiherstieg noch einen schmalen Arm links ab, der sein Wasser jedoch nach kurzem Laufe wieder einem anderen Theilarm der Süder-Elbe zuführt.

Diese schlägt von Harburg an eine nordwestliche Richtung ein, theilt sich aber bald wieder in zwei Arme, von denen der kleinere unter dem alten Namen in der ursprünglichen Richtung weiterfließt und Blankenese gegenüber in die Bucht fällt. Der Hauptarm führt den Namen Köhlbrand. Er wendet sich von der Theilungsstelle nach Norden und vereinigt sich Altona gegenüber wieder mit der Norder-Elbe. Von rechts empfängt er den oben genannten Theilarm des Reiherstieges und sendet gleichzeitig nach links das Köhlfleet in die Norder-Elbe. Kurz vor seiner Mündung sendet er noch einen kleinen Arm zwischen den Inseln Griesenwärder und Mühlenwärder durch, ebenfalls nach der

Norder-Elbe. Auch durch den Köhlbrand findet, mehr noch als durch den Reiterstieg, ein reger Dampferverkehr von Hamburg über Altona nach Waltersdorf, Altenwerder, Moorburg und Harburg statt.

Dieses sind die natürlichen Wasserstraßen, welche sich die Elbe zwischen den angeschwemmten Gebieten selbst gegraben hat, bis sie sich in der lang gestreckten Mündungsbucht wieder vereinigen. Aber das Bild würde ein unvollständiges sein, wollte man die Thätigkeit des Menschen außer Acht lassen, die gerade hier sehr oft umgestaltend eingegriffen hat. Bald wurde ein schmaler Arm canalisirt und regulirt, hier einer zugeworfen, dort ein ganz neuer gegraben. Besonders haben die gewaltigen Hafenbauten Hamburgs in den letzten 10 bis 15 Jahren viele Veränderungen in der Physiognomie des Elbedeltas hervorgerufen.

Sobald die Einfahrt in den oben genannten Oberhafencanal passirt ist, bemerkt man rechts zwei schmale, lange Bassins, den Zolhafen und den Haken. Dann führt uns das Schiff unter der Billhörner Brücke durch, deren Verlängerung die gewaltige neue Fahrbrücke über die Norder-Elbe darstellt. Gleich darauf führt eine Flutschleuse links ab in das große Becken des Baakenhafens, der Anlegestelle der Hamburg-Amerikanischen Packet-Actien-Gesellschaft, deren gigantische Dampferkolosse man hier zu bewundern Gelegenheit hat. Rechts findet man wieder ein kleineres Bassin, den Billhafen, an dessen unterem Ende die Bille, durch ein paar Doppelschleusen vor dem Flutwasser geschütt, sich in den Canal ergießt. Sodann passiren wir rechts den kleinen Deichhafen und gelangen zu einer Schleuse und bald darauf zu einer zweiten. Beide bilden neben den schon genannten Billeschleusen die Zugänge zu dem Canalnetz des inneren und äußeren Hammerbrooks. Drei Canäle führen fast genau nach Osten, der Norder-, Mittel- und Südcanal. Die beiden letzteren durchschneiden auch den äußeren Hammerbrook und werden nach Bedürfnis mit dem Wachsen der Stadt weiter geführt; technische Schwierigkeiten sind nicht zu überwinden. Diese drei Canäle werden wieder von anderen durchschnitten. Dieselben sind von Westen nach Osten: der Kammercanal, der Bandcks- und Billhörnercanal, der Ausfindcanal, Sonnincanal, Lübeckercanal, Victoria- und Gustavcanal und das Hochwasserbassin. Der Bandckscanal steht wieder an seinem nordwestlichen Ende durch eine Schleuse mit dem Oberhafencanal in Verbindung. Kurz vorher sendet dieser links den breiten Erikusgraben ab, dessen Fortsetzung den Namen Brookthorhafen führt. Von diesem gelangt man wieder durch ein Fleet, die Zülze, rechts in das Dovensfleet, das neuerdings Zolcanal heißt und die Fortsetzung des Oberhafencanals darstellt. In seinem unteren Ende erweitert es sich zu dem umfangreichen Binnenhafen, dem Anlegeplatz zahlreicher Ever-, Schuten- und Hafensfahrzeuge aller Art. Ever sind kleine Einmastler, Schuten große mastenlose Lastkähne. Des sich anschließenden Fleetnetzes der Altstadt haben wir schon gedacht. Von der Zülze verläuft parallel zum Dovensfleet zwischen endlosen Hafenspeichern ein schmales Fleet, das die Namen Brooksfleet und Kehr-wiederfleet führt und bei dem Aftergatt in die Elbe fällt. Dem Binnenhafen ist — schon in der offenen Elbe — das Freigatt vorgelagert, dessen Fortsetzung elbenwärts Niederhafen heißt.

Von dem Brooksfleet kommt man einerseits vermittelst einer schmalen Durchfahrt in den Zolcanal, andererseits durch das St. Annenfleet in den Brookthorhafen zurück. Von diesem aus gelangt man durch den Magdeburger Hafen an der Einfahrt des Baakenhafens vorbei in die offene Elbe. In der

Fortsetzung des Brookthorhafens liegt der ungleich größere Sandthorhafen mit offener Einfahrt im Westen von der Elbe, und zwischen jenem und dem freien Strome der etwas kleinere Grassbrookhafen.

Ausgedehnter noch sind die Hafengebäuden auf den gegenüber liegenden Inseln. Da zweigen sich links noch vor den Elbebrücken zwei schmale Canäle ab, die wieder andere entsenden, aber von untergeordneter Bedeutung sind. Nachdem man die Brücken passirt hat, tauchen bald links die gewaltigen Bassins mit ihren zahllosen Masten und Dampferschloten auf. Sie führen die Namen: Moldauhafen, Segelschiffhafen, Hansahafen, Indiahafen und Petroleumhafen. Der Moldauhafen biegt in seinem innersten Winkel nach Süden um und steht hier mit dem Segelschiffhafen durch eine schmale Einfahrt in Verbindung. Die Fortsetzung führt den Namen Innerer Oberländerhafen und hat eine Durchfahrt nach dem Hansahafen. Durch einen schmalen Canal gelangt man in den Neuen Oberländerhafen, welcher durch den Beddelcanal mit dem schon genannten Reiherstieg in Verbindung steht.

Von dem Reiherstieg gehen rechts drei Canäle ab, der Quercanal, der Stillhornercanal und der Werstcanal. Der erstere und der letztere stehen am Ende untereinander und mit der Elbe durch den Grenzcanal in Verbindung. Von dem Quercanal führt der Sticheanal nach Süden bis in die Nähe des Beddelercanals. Links zweigt sich vom Reiherstieg das Norderloch ab, welches mit der Elbe durch drei Canäle in Verbindung steht, nämlich durch das Guanofleet, den Mittelcanal und den Fährcanal. Die beiden letzteren wieder sind durch das parallel zur Elbe streichende Nordersandfleet verbunden. Von dem Norderloch läuft der Mittelcanal noch eine bedeutende Strecke nach Süden. Ersterer endet in dem von der Elbe aus weit nach dem Süden vorspringenden Schanzengraben, der nach Osten zu noch zwei kleinere todtte Canäle entsendet.

Weiter elbeabwärts, kurz vor der Einnündung des Abhlbrandes, finden wir endlich als letztes Hafengebäude den Schuttenhafen. Zur Zeit ist man dort mit der Anlage weiterer Bassins beschäftigt, da die vorhandenen den immer steigenden Verkehr nicht mehr zu bewältigen vermögen.

So bilden die Hamburger Hafengebäuden nach dem Urtheile berufenster Fachleute aller seefahrenden Nationen die großartigsten und praktischsten Anlagen, die auf diesem Gebiete bis jetzt geschaffen wurden.

Es erübrigt nun noch, die von der Elbe in ihrem Delta abgelagerten Alluvialgebilde einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Das Hauptablagungsgebiet wird einerseits durch den Abfall der Geest in der geraden Nordwestlinie Geesthacht—Bergedorf—Hamburg, andererseits durch die Elbe, beziehungsweise Norder-Elbe gebildet. Es führt den Namen Vierlande nach den vier ursprünglichen Gemeinden Altengamme, Neuengamme, Curslack und Kirchwärd, wozu allerdings im Laufe der Jahrhunderte noch andere kamen, wie Ochsenwärd, Tatenberg, Reitbrook, Allermöhe, Moorfleet und Billwärd a. d. Bille. Die Vierlande stehen mit Recht in dem Rufe großer Fruchtbarkeit und stellen den Gemüsegarten Hamburgs dar. Die Bewohner heißen Vierländer. Als im 12. Jahrhundert große Ueberschwemmungen in Nord-Holland die Bewohner zum Verlassen ihres Vaterlandes zwangen, machte sie der Herzog Heinrich der Löwe von Niedersachsen auf die bis dahin unbewohnte Elbemarsch aufmerksam, und der Hauptstrom der Auswanderer wandte sich diesen Gebieten zu, die nun ihre bleibende Heimat wurden. Ihre große Vertrautheit mit dem Wasser und den Wasserbauten befähigten sie vor-

züglich zur Urbarmachung dieser Gegenden. Sie legten zunächst längs der Elbe, der Bille und ihren Armen Deiche an und durchzogen das ganze Gebiet mit einem reich gegliederten System von Entwässerungsanlägen und -Gräben, und so gelang ihnen unter harter Arbeit ihr schweres Werk so ausgezeichnet, daß heute unter den Nachkommen jener Einwanderer die Vierlande ein Bild blühendsten Wohlstandes bieten. Als in der ersten Zeit durch Eindringen großer Wassermassen aus der Elbe von oben in die Dove- und Gose-Elbe bedeutende Ueberschwemmungen verursacht wurden, dämmte man, wie schon erwähnt, 1482 zuerst die eine und zwei Jahre später auch die andere von dem Hauptstrom an der Austrittsstelle völlig ab.

Die heutigen Vierländer haben sich ihre Eigenart völlig bewahrt. Die viel gerühmte holländische Keilichkeit sucht man auch hier nicht vergebens. Ihre Gehöfte stehen einzeln hinter dem Deich; das Wohnhaus ist einstöckig und das hohe Dach mit Stroh gedeckt. Jedes dritte oder vierte Haus trägt auf seinem spitzen Giebel ein Storchnest. Ueber eine große Diele gelangt man in die einzelnen Zimmer. Das Mobiliar ist zwar einfach, aber gediegen und vielfach mit zum Theile künstlerischen Schnitzereien versehen. Ein Prachtstück ist oft der große, bunte Kachelofen. Auch ihre eigenartige Tracht haben sie sich bewahrt. Der Vierländer trägt eine bauschige Kniehose, in Festtracht aus schwarzem Sammet, sonst aus dunklem Stoff, lange Strümpfe mit Schnallenschuhen oder auch Stulpenstiefeln, Weste und kurze Jacke, einen hohen, harten Hut von dunkler Farbe. Jacke, Weste und Hose sind mit zwei Reihen massig dicker, blanker Knöpfe verziert. Die Vierländerin trägt mehrere faltige, schwarze Knieböcke, lange schwarze Strümpfe, sehr niedere Schuhe und ein bunt gesticktes Nieder. Dazu kommt als Festschmuck eine mehrreihige schwere Halskette, oft aus dicken Bernsteinstücken und edlerem Material. Den Kopf bedecken sie mit einem eigenartigen Strohhut, der einem umgekehrten Körbchen gleicht. Am Hinterkopf an der Haarfrisur ist ein großes, schwarzes Kreuz aus steifem Stoff befestigt, dessen Zipfel lang herunter hängen. Vielfach sieht man sie so auf den Straßen und Plätzen und in den Concertlocalitäten Hamburgs ihre Blumen feilbieten. Auch in anderen Städten, namentlich in Berlin, begegnet man ihnen. Aber diese schmucken Gestalten, die durch ihr zweideutiges Benehmen vielfach nicht im besten Ruf stehen, haben nur die auffallende Tracht angenommen, und man würde den wirklichen Vierländerinnen bitteres Unrecht thun, wollte man sie mit jenen Nachbäuerinnen auf gleiche Stufe stellen.

Die vor etwa 300 Jahren ihres Glaubens wegen aus Holland flüchtenden Protestanten, welche sich auf der zwischen Norder-Elbe und Oberhafencanal liegenden Wandrahmsinsel ansiedelten, sind von der Bevölkerung Hamburgs rasch assimiliert worden; nur einige Eigennamen erinnern an sie, ebenso die Straßennamen Holländische Reihe und Holländischer Brook und endlich die Bezeichnung Holländisches Waarengeschäft für ein Weiß- und Kurzwaarengeschäft.

Von den zwischen Norder- und Süder-Elbe liegenden Inseln ist wenig zu sagen. Sie haben bei weitem nicht die Bedeutung der Vierlande und erreichen sie auch nicht an Fruchtbarkeit. Die größte Insel heißt Wilhelmsburg; westlich davon liegt die schmale Hohe Schaar. Die übrigen führen meistens die Namen der darauf liegenden Dörfer oder Gehöfte.



# Astronomische und physikalische Geographie.

## Die Photographie der Milchstraße.<sup>1</sup>

Seit dem Frühjahre 1899 hat Professor Barnard auf der Lick-Sternwarte begonnen, die Milchstraße photographisch aufzunehmen. Das dabei benutzte Instrument ist eine sechs Zollige Porträtklinse von 31 Zoll Brennweite von Willard, die früher in San Francisco zu gewöhnlichen photographischen Aufnahmen gedient hatte. Diese Photographien der Milchstraße haben genauere Aufschlüsse über das optische Aussehen derselben gegeben, als an Fernrohren bis dahin erhalten worden waren. Professor Barnard sagt,<sup>2</sup> daß diese Photographien zuerst die Wolkenform und allgemeine Structur der Milchstraße gezeigt haben, denn vor ihnen sei wenig oder nichts von den Structureigenthümlichkeiten der Milchstraße bekannt gewesen. Gegen diese Behauptung hat nun Dr. Klein Manches einzuwenden. Schon vor 33 Jahren hat Klein die wolkenförmige Structur der Milchstraße und großer Theile derselben erkannt, und zwar durch Beobachtungen mit bloßem Auge, auch das Vorhandensein von dunklen, gewundenen Canälen nachgewiesen, von denen jetzt die prächtigen Photographien Barnard's eine nicht unbeträchtliche Anzahl bisher unbekannter aus Tageslicht brachten. Die Ergebnisse eines Theiles seiner Beobachtungen erschienen in der *Wochenschrift für Astronomie* von Heis 1867 und sind später von Gaston in seiner Schrift über die Milchstraße überlegt worden.<sup>3</sup> Klein hat schon damals auf Grund seiner Beobachtungen und Zeichnungen und als Ergebnis derselben ausgebrochen, „daß sich in der Milchstraße Anordnungen von verschiedenen, weit hintereinander liegenden Strahlen und Wolken finden, dazwischen dunkle Stellen und Canäle; es wechselt die scheinbare Breite rasch und in beträchtlichem Maße. Große lichte Stellen, mit dichten Sternschwärmen und geballten Nebelflecken erfüllt, wechseln unmittelbar ab mit dunklen, gewundenen Straßen, ähnlich jenem Canal, der sich von  $\alpha$  Cephei in der Richtung auf  $\zeta$  Cygni zieht und dessen Ufer beiderseits von leuchtenden Nebeln begrenzt werden.“<sup>4</sup> Manche von den Sternwolken der Milchstraße hat Klein nach ihrer Form und Position in Rectascension und Declination genauer bezeichnet, wie an den obigen Stellen angegeben wird. Professor Barnard hat offenbar diese viel früheren Arbeiten nicht gekannt. Selbstverständlich ergeben die photographischen Aufnahmen unvergleichlich mehr Detail bei absoluter Genauigkeit, welche das bloße Auge niemals erreichen kann, dem höchstens nur die großen, gröberen Structuren zugänglich sind. In dieser Beziehung eröffnen die photographischen Aufnahmen Barnard's der Untersuchung ein neues weites Feld. Barnard wird über die gewonnenen Bilder der Milchstraße enthusiastisch. Dazu bemerkt Klein, daß auch die Betrachtung der Milchstraße mit bloßem Auge entzücken kann; natürlich fügt er hinzu, ist dieselbe nur für Beobachter an kleinen Orten mit klarem Himmel und ohne nächtliche Beleuchtung desselben durch Gasflammen oder durch elektrisches Licht thunlich. Im Vergleiche zur Photographie sieht das Auge selbst unter den besten Verhältnissen die Structur der Milchstraße nur wie durch einen Nebel, aber auf dem Zuge derselben vom Schützen nach dem Sobieski'schen Schilde kann man mehrere lichte Wolken in ihr unterscheiden, und zwar als isolirte hellere Massen auf dem leuchtenden Grunde der Milchstraße. Von anderen sieht man nur verschwommene Umrisse, überzeugt sich aber leicht, daß auch dort die Milchstraße von gleicher Structur sein muß. Die dunklen Räume auf der Photographie sind sehr merkwürdig, besonders ein kleiner schwarzer Fleck nahe der Mitte, dessen Professor Barnard gedenkt, den man aber nur auf der vergrößerten Photographie wahrnehmen kann. Die Position desselben ist  $A R = 17^{\circ} 56'$ ,  $D = -27^{\circ} 51'$ . Er hat nach Barnard 2' bis 3' im Durchmesser und ist bei schwacher Vergrößerung eines sechs Zolligen Refractors ein bemerkenswerthes Object. Als der Beobachter ihn am 36-Zöller untersuchte, zeigte sich die südliche Begrenzung gebildet durch ein dichtes Gemisch von milchiger Nebeligkeit und kleinen Sternen.

## Eishöhlen und Windröhren.

Professor Hans Graumer in Wiener-Neustadt hat zunächst das Tablerloch, eine Eishöhle in der Nähe seines Wohnortes, zum Gegenstande eingehender Untersuchung gemacht, dann aber seine Studien noch auf eine Reihe von Eishöhlen und Windröhren in den Ost-

<sup>1</sup> „Sirius“ 1899, Heft 6.

<sup>2</sup> „Monthly Notices“, Vol. LIX Nr. 6, March 1899, p. 355.

<sup>3</sup> „Easton, La voie lactée, Paris 1893.

<sup>4</sup> „Gaia“ 1870, S. 196, 291. Klein, Handbuch d. allgem. Himmelsbeschreibung 1872, Ab. II, S. 312.

alpen ausgedehnt und ist zu allgemeinen Schlüssen gelangt,<sup>1</sup> welche angeichts des Interesses, das sich den Eishöhlen zuwendet, hier in Kürze mitgetheilt werden sollen.

Eine stricte Grenze zwischen kalten und Eishöhlen giebt es nach Grammer nicht. Den Uebergang zwischen beiden bilden solche Höhlen, die nur in manchen Jahren eisfrei werden. Die Windröhren kommen entweder einzeln oder in Gesellschaft vor, so daß sie ein förmliches Netzwerk bilden, was hauptsächlich der Fall ist. Von großer Wichtigkeit ist, ob eine Windröhre durchaus nach einer Richtung fällt oder ob sie abwechselnd fällt und steigt. Im ersteren Falle zieht die Luft jederzeit, insbesondere bei starkem Fall der Röhre, leicht hindurch, im anderen entsteht dort, wo die Höhle knieförmig nach abwärts gebogen ist, eine Ansammlung von kalter Luft, die den häufigen Luftdurchzug verhindert, weshalb sich in den sackartigen Biegungen der Höhle das im Winter gebildete Eis erhält.

Die Verbindung von Sackröhren mit Windröhren kann verschiedenartig sein. Ist die Sackhöhle der Windröhre seitlich angehängt, so bezieht sie nur zur Zeit der Kälteperioden aus der Windröhre Luft; und wenn die Sackhöhle von dem unteren Ende der Windröhre nicht zu weit entfernt ist, so daß die Luft nicht zu sehr erwärmt in den Sack fällt, so wird, wenn das nöthige Sickerwasser vorhanden ist, der Sack zur Eishöhle. Mündet eine Windröhre mit ihrem unteren Ende an der Decke einer Sackhöhle, so leitet die Röhre nur in den Wärmeperioden Luft, und zwar warme Luft, in den Sack, die aber, an der Decke bleibend und durch den Eingang der Sackhöhle ins Freie ziehend, auf die Temperatur des tiefer liegenden Sacktheiles keinen Einfluß nimmt. Mündet endlich eine Windröhre mit ihrem unteren Ende am Grunde einer Sackhöhle, dann durchzieht in den Wärmeperioden die aus der Röhre kommende warme Luft den ganzen Sack von unten nach oben gegen den Eingang der Sackhöhle und bringt das etwa darin im Winter gebildete Eis rasch zum Schmelzen.

Für jede mit der Atmosphäre communicirende Höhle gilt, daß ihre Temperatur in erster Linie durch die Temperatur der Luft, die die Höhle längere Zeit durchzieht, bestimmt wird.

Ob nun nur kalte Winterluft oder nur warme Sommerluft oder endlich abwechselnd kalte und warme Luft in die Höhle dringt, hängt lediglich von der Gestalt der Höhle ab.

Nach abwärts gerichtete, unten geschlossene Höhlen lassen nur kalte Luft eindringen. Solche Höhlen sind daher kalt und bergen häufig Eis. Die ungleichen Eismengen in den verschiedenen Höhlen sind lediglich Folgen der verschiedenen Tropfwasserverhältnisse.

In allen Eishöhlen, die Grammer während des Sommers oder Herbstes besucht hat, erkannte er, daß das Eis in der warmen Jahreszeit nicht zuwächst, sondern abschmilzt.

Die Himmelszoegend, nach der die Höhlenmündung gerichtet ist, hat auf die Eiserhaltung und die Sommertemperatur keinen entscheidenden Einfluß, wie der Befund in der Beilsteinhöhle lehrt, weil die Sonnenstrahlen doch nur selten und nur kurze Zeit in die Höhle bringen. Doch ist eine nördliche Richtung zweifellos dem Eishöhlenphänomen günstig.

Wenngleich die Mehrzahl der Eishöhlen in größerer Meereshöhe liegt, möchte Grammer trotzdem der Höhenlage — wenigstens innerhalb gewisser Grenzen nach oben und unten — keine besondere Wichtigkeit für das Eishöhlenphänomen zuerkennen, da in unseren Gegenden auch das Thalklima dem Phänomene günstig ist. Die Seltenheit tiefer liegender Eishöhlen erklärt er dadurch, daß die Ausgänge der in den Bergsockeln liegenden Höhlen meist unter Verwitterungsschutt begraben sind, während sie in größeren Höhen in freistehenden Felswänden liegen.

Nicht etwas Zufälliges erblickt Grammer in dem Vorkommen von Eishöhlen genau an der oberen Grenze von Schutthalden, wo sich diese an die Felswände anlegen. Der über der Höhle von der Bergwand gestürzte Schutt sammelte sich vor der Höhle an, kollerte zum Theile in die Höhle und schuf so die nach innen abfallende Sohle, wodurch die früher ein mehr oder weniger horizontal verlaufendes Ende besitzende Höhle in eine Eishöhle umgestaltet wurde, nachdem sie im Inneren durch Einstürze oder Versinterungen einen Abschluß erhalten hatte.

Wächst die Schutthalde noch weiter in die Höhe, so verkleidet sie mit der Zeit den Höhleneingang vollständig. Der Lufteintritt — somit auch die Abführung von außen — hört dann auf, und infolge der langsam vordringenden Erdwärme erhält die Höhle, beziehungsweise das sie umgebende Gestein, nach einer Reihe von Jahren jene Temperatur, die ihm vermöge seines Abstandes von der Erdoberfläche zukommt. Eine kleine Störung in dem Verlaufe der Geoisothermen verbleibt zwar auch dann, weil die eingeschlossene Luft fortwährend die Wärme der Tiefe rasch nach oben befördert.

<sup>1</sup> Bl. S. Grammer, „Eishöhlen- und Windröhrenstudien“ (Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, I. Bd. 1899, 1. Heft).

Jede der untersuchten Eishöhlen hat zwar ihre besondere Eigenthümlichkeit, aber dennoch gilt für jede ohne Ausnahme die Deluc-Thury'sche Theorie voll und ganz. Das Eis wird in allen diesen Höhlen im Winter und Frühjahr gebildet, weil zu diesen Zeiten entweder die kalte Außenluft in die Höhle fällt oder die im Fels aufgespeicherte Winterkälte noch hinreicht, das fallende Tropfwasser zum Gefrieren zu bringen. In der warmen Jahreszeit steigt die Höhlentemperatur hauptsächlich infolge des Vordringens der Bodenwärme und vermöge der Tropfwasserwärme, wodurch Eis zum Schmelzen gebracht wird. Je nach den Schwankungen des Klimas im Freien schwankt auch die Eismenge in den Höhlen von Jahr zu Jahr.

Nach aufwärts gerichtete, oben geschlossene Höhlen lassen nur warme Luft eindringen und besitzen daher relativ hohe Temperaturen.

Röhrenförmige, an beiden Enden offene Höhlen werden abwechselnd von kalter und warmer Luft durchzogen. Das Gestein solcher „Windröhren“ genannten Höhlen wird ebenso wie jenes der kalten Höhlen im Winter abgekühlt, nur geht seine Temperatur im Sommer rasch in die Höhe, weil warme Luft die Höhle durchzieht. Da die eindringende Luft im Winter dem Fels Wärme entzieht, im Sommer an den Fels Wärme abgibt, so ist es auch in den Windröhren, wie in den kalten und warmen Höhlen, während der Kälteperioden wärmer und während der Wärmeperioden kälter als im Freien. Die Amplitude der jährlichen Temperaturschwankungen in den Windröhren steht hinsichtlich ihrer Größe zwischen jener der kalten und warmen Höhlen einerseits und der Luft im Freien andererseits.

## Politische Geographie und Statistik.

### Der Außenhandel Koreas.

Aus einem britischen Consularbericht, der soeben veröffentlicht wurde, scheint hervorzugehen, daß sich der gesammte Außenhandel Koreas im vorigen Jahre auf 2,495,955 Pfund Sterling belief, eine bedeutend höhere Summe, als die für das vorhergehende Jahr. Der Handel hat in den letzten Jahren rapid zugenommen, indem dessen Umfang im verfloffenen Jahre mehr als das Doppelte jener im Jahre 1894 war. Der Export von Goldstaub betrug im verfloffenen Jahre 240,047 Pfund Sterling; der übrige Export belief sich auf 906,737 und die Einfuhr auf 1,194,843 Pfund Sterling. Der Export bestand fast ausschließlich aus Ackerbauprodukten, wie Reis, Bismang und Bohnen, und dürfte keinen merklichen Aufschwung zeigen, bis das Land aus seinen gegenwärtigen, primitiven Zuständen heraustritt, in denen Manufacturwaaren beinahe gänzlich unbekannt sind. Der Reisende findet in Korea nichts, was werth wäre, als Andenken an seinen Besuch mitgenommen zu werden, als Messinggeschüsseln, roh eingelegte Krütschen, messingverzierte Kästen und einige andere, mehr plump als künstlerisch ausgeführte Artikel. Die Ausfuhr von Bismang nach China nimmt jährlich zu, und der Schmuggelhandel mit dieser Wurzel wird schwunghaft betrieben. Die Ausfuhr von Gold nimmt ebenfalls zu und ist gegenwärtig doppelt so groß als vor fünf Jahren, und die Menge des geschmuggelten Goldes ist wahrscheinlich ebenso groß, wie die des in den Zollämtern declarirten. Die amerikanischen Gruben im nördlichen Theile der Provinz Ping-yang beschäftigten 40 Ausländer und 1200 Koreaner, die monatlichen Löhne betragen etwa 4000 Pfund Sterling. Ein deutsches Syndicat bearbeitet ebenfalls eine Grube in der Provinz Kang-wen, und eine wichtige Bergbauconcession wurde gewissen britischen Unterthanen im verfloffenen September verliehen. Vom Gesamtwerte des Einfuhrhandels wird die Hälfte durch Baumwollwaaren repräsentirt. Manchesterfabrikate behaupten sich, jedoch die relative Wichtigkeit der Hauptartikel hat sich geändert. Graue Shirtings nehmen die erste Stelle ein, aber in geringerer Menge, da in Korea aus japanischem Garn angefertigete Gewebe sie verdrängen. Japanische Shirtings vermochten auf den koreanischen Märkten niemals festen Fuß zu fassen. Aber die Abnahme in britischen Shirtings wird durch andere Baumwollfabrikate wieder gutgemacht. Die Einfuhr japanischer Garne hat sich innerhalb der letzten vier Jahre verdreifacht. Diese werden durch die Landbevölkerung während der langen Winterzeit, wo die Feldarbeit ruht, zu Stoffen gewoben. Dieser Stoff soll das Waschen besser vertragen, wie es in Korea geübt wird. Bei der Concurrenz im Handel mit Stückgütern stehen die Japaner im großen Vortheil wegen ihrer Nähe bei Korea. Der Handel ist von dem Ungefähr der jährlichen Reisernte abhängig, und die Japaner sind leichter in der Lage, die Märkte auf die erste Meldung hin zu versorgen, als irgend einer ihrer Concurrenzen. Der Seehandel zwischen den verschiedenen koreanischen

Häfen entwickelt sich rapid, und der Expeditionshandel geht fast ausschließlich unter japanischer Flagge vor sich. Altes Eisen bildet eine wichtige Rubrik des Importhandels. Die japanischen Grobshmiede in Korea verwenden es zur Anfertigung von Werkzeugen und Geräthen, welche viel handlicher sind, als die plumpen Artikel heimischer Erzeugung. Die beiden im Jahre 1897 dem Handel erschlossenen Häfen haben wesentlich zu dessen Belebung beigetragen. Die Finanzen Koreas sind in keinem guten Zustande, der Staatschatz ist leer und am Ende eines jeden Monats ernuern sich die Schwierigkeiten bei Auszahlung der Truppen und Begleichung anderer Verbindlichkeiten. Bisher ist die Regierung noch nicht im Rückfalle geblieben, aber sie fristete ihr Leben mit dem Ueberschusse früherer Jahre, und mit den finanziellen Arrangements geht es bergab, was für die Zukunft nichts Gutes verspricht. Die Einnahmen für das laufende Jahr werden mit 647.332 Pfund Sterling beziffert, und die Ausgaben mit 647.117 Pfund Sterling; beinahe die Hälfte der Einnahmen bildet die Grundsteuer. Unter den Rubriken des Budgets finden sich Alterspensionen für Männer über 60 Jahre. Diese betragen 46 Pfund Sterling 2 Schilling, die Gesamtsumme der Pensionen beträgt nur 195 Pfund Sterling 12 Schilling.

Was die Entwicklung des Eisenbahnwesens anbelangt, wurde die Strecke Söul-Chemulpo (Chemulpo ist der Hafen Söuls) im Frühjahr 1897 begonnen, und ihr gegenwärtiger Zustand berechtigt durchaus nicht zu der sanguinischen Hoffnung, daß sie heuer noch fertig werden wird. Die ursprünglichen amerikanischen Concessionäre schlossen im Mai 1897 ein Uebereinkommen mit einem japanischen Syndicat, die Linie zu bauen und sie bis October 1898 dem Syndicat für die Summe von 200.000 Pfund Sterling zu übergeben. Aber das Syndicat stieß bei dem Aufstreifen der Summe auf Schwierigkeiten und die Arbeiten schritten nur langsam vorwärts. Gegen Ende vorigen Jahres erwarb das Syndicat die Linie, so wie sie lag und stand, und die japanische Regierung schloß ihm 180.000 Pfund Sterling aus der Kriegserlöschädigung vor, um es in den Stand zu setzen, den Kauf abzuschließen und den Bau fortzusetzen. In der Route und in den Steigungen wurden Aenderungen vorgenommen; die Endstation in Chemulpo wurde von dem Eingeborenenviertel nach dem Westen des Fremdenviertels verlegt, und gleichzeitig wurde ein Reclamations-schemata in großem Maßstabe ausgearbeitet, und trotz dem Schaden, den ein Theil der Arbeiten durch einen Sturm erlitten hat, werden dieselben bald beendigt sein. Im verfloffenen September wurde ein Vertrag zwischen der koreanischen Regierung und einem japanischen Syndicat über den Bau einer Linie von Söul nach dem Vertragshafen Fusan unterzeichnet, eine Entfernung von heiläufig 483 Kilometer, deren Kosten man auf nahezu 2.000.000 Pfund Sterling schätzt. Der Bau soll in drei Jahren begonnen werden, und in zehn Jahren fertiggestellt sein. Die Spurweite wird die englische von 1,49 Meter sein. Die Regierung stellt alles nöthige Land zur Verfügung und hat das Recht, nach 15 Jahren die Bahn zurückzukaufen. Zur vorläufigen Tracirung werden bereits Schritte gemacht. Eine elektrische Bahn läuft längs der Hauptstraße von Söul 5 bis 6 Kilometer weit ins Land. Sie wurde von einer amerikanischen Gesellschaft für ein einheimisches Syndicat gebaut, an dessen Spitze der Kaiser stehen soll. Die Rentabilität dieses Unternehmens ist eine zweifelhafte, und dessen Fortsetzung ins Land hinein hat keinen weiteren Zweck, als einen gelegentlichen Besuch des Grabes der verstorbenen Kaiserin zu erleichtern. G. v. S.

**Zahl der Studierenden in Frankreich.** An den höheren Unterrichtsanstalten Frankreichs zählt man derzeit 28.264 Studierende, darunter 817 Frauen. Die Zahl der Ausländer ist gering; sie beträgt nur 1635, darunter 258 Frauen. Von den 28.264 Studierenden besuchen 142 die Facultäten der evangelischen Theologie, 2629 die facultés des lettres, 2966 die pharmaceutischen Schulen, 3343 die facultés des sciences, 7758 die medicinischen und 8932 die juridischen Facultäten. Die Secundärschulen der Medicin zählen 906 und die Anstalten Algeriens 761 Hörer. Auf die Universität Paris allein entfallen 11.827 Studierende, darunter 325 Frauen.

**Bienenzucht in Sibirien.** Wenig bekannt ist es, daß auch Sibirien schon über nicht unbedeutende Bienenzuchtbetriebe verfügt. Allerdings ist in manchem Jahre infolge der Ungunst des Klimas und infolge schlechten Wachsthumes der honigpendenden Pflanzen der Ertrag so gering, daß er kaum noch zur Ernährung der Bienen selbst ausreicht. Trotzdem sind die thatsächlich erzeugten Mengen an Honig und Wachs im großen Durchschnitte der Jahre nicht unbedeutend. So wurden nach dem lehtvorliegenden Ausweise im Bezirke Semipalatinsk von 15.000 Bienenstöcken 4600 Pud (1 Pud = 16,38 Kilogramm) Honig und 375 Pud Wachs, im Jenisseischen Gouvernement von 44.000 Bienenstöcken 10.200 Pud Honig und 1385 Pud Wachs gewonnen. Specieell im Gouvernement Tomsk, in dessen südlichem Theile, hat die Bienenzucht infolge des dort herrschenden Reichthums an blühenden Pflanzen eine bedeutende Entwicklung genommen. Im Bezirke Byß dieses Gouvernements wurden 350.000 Bienenstöcke gezählt und im ganzen Tomsker Gouvernement dürften

an 800.000 Bienenstöcke vorhanden sein, deren Ertrag in günstigen Jahren auf etwa 300.000 Pud Honig geschätzt wird. Dies reicht indes noch lange nicht hin, um die Nachfrage zu befriedigen. Der Localpreis stellt sich auf  $5\frac{1}{2}$  bis 7 Rubel pro Pud, also etwa 40 bis 50 fr. pro Kilogramm.

**Der Weinbau Algeriens 1898.** Der algerische Weinbau ist im starken Aufblühen begriffen und wird nicht nur von Europäern, sondern auch von Eingeborenen betrieben. Für das Jahr 1898 liegen folgende Zahlen vor:

Departements	Ernte		Zahl der Winzer	
	in Hektaren	in Hektoliter	Europäer	Eingeborene
Algier . . . . .	45.349	1,683.556	6.841	7.715
Dran . . . . .	74.370	1,853.277	6.774	1.357
Constantine . . . . .	21.470	1,017.521	3.183	3.293
<b>Summe . . . . .</b>	<b>141.189</b>	<b>4,554.354</b>	<b>16.798</b>	<b>12.365</b>

Die Ernte des Jahres 1897 belief sich auf 4,373.277 Hektoliter von 125.759 Hektaren.

**Weinbau in Argentinien 1898.** Der Weinbau in der argentinischen Provinz San Juan hat in der letzten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Die 12.000 Hektar Weinpflanzungen ergaben einen Durchschnittsertrag von 108.000 Tonnen Weintrauben, was zu 450 Pesos die Tonne gerechnet, 4.860.000 Pesos ergibt. Der Durchschnittsertrag ist per Hektar 50 Hektoliter Wein, was Zeugnis von der Fruchtbarkeit des Bodens und des vorzüglichen Klimas für Weinbau giebt. Der erzeugte Wein hat 14 bis 16°. Der Preis per Hektoliter Wein ist 14 Pesos. Von den 12.000 Hektar sind 4000 mit französischen Reben, der Rest mit creolischen Reben, deren Provenienz man nicht kennt, bepflanzt. Der Werth eines mit creolischen Reben ausgelegten Hektars ist 2000, der eines mit französischen 2500 Pesos. Der Totalwerth der Weinpflanzungen der genannten Provinz beträgt 26 Millionen National-Pesos.

Karl Niebhan.

**Zahl der Fremden in China.** Während die Zahl der Fremden in den Tractatshäfen Chinas 1894 nur 9350 betrug, war sie Ende 1897 auf 11.667 mit 636 Handelshäusern gestiegen. Das Jahr 1898 brachte eine ansehnliche Vermehrung, indem zu Ende desselben die Fremden 13.421 mit 773 Handelshäusern zählten. Diese vertheilten sich nach Nationen in folgender Weise: 5148 Engländer (mit 398 Handelshäusern), 2056 Amerikaner (43 Häuser), 1694 Japaner (114 Häuser), 1082 Portugiesen (20 Häuser), 1043 Deutsche (107 Häuser), 920 Franzosen (87 Häuser), 395 Spanier (20 Häuser), 200 Schweden und Norweger, 169 Belgier (9 Häuser), 165 Russen (16 Häuser), 162 Dänen (3 Häuser), 141 Italiener (9 Häuser), 92 Oesterreicher (5 Häuser), 87 Holländer (8 Häuser) und 40 Koreaner.

## Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

**Professor Dr. Karl Chun,**

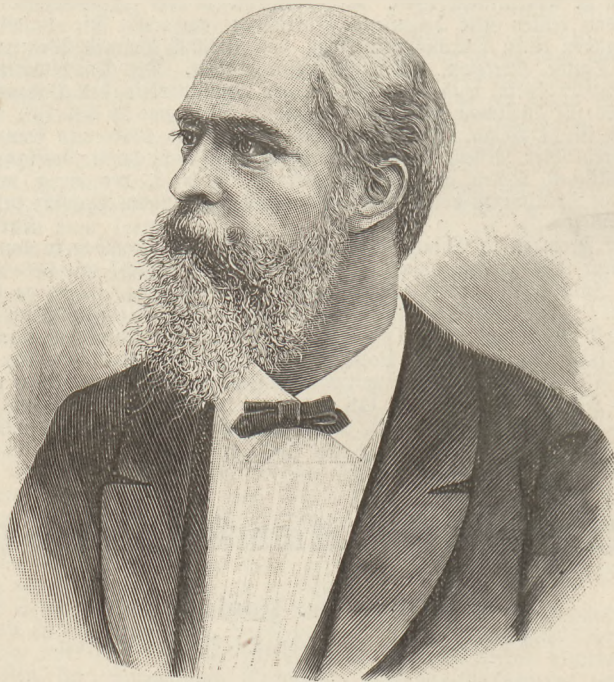
der Leiter der deutschen Tiefseexpedition.

Am 30. April 1899 traf nach gerade neunmonatlicher Abwesenheit die unter Professor Chun's Leitung am 1. August 1898 auf dem Dampfer „Waldivia“ von Hamburg ausgegangene deutsche Tiefseexpedition wieder auf der Erde ein und wurde daselbst von Vertretern der Staatsbehörden des Deutschen Reiches und gelehrten Körperschaften feierlichst begrüßt. Seit der großen bahnbrechenden Expedition des „Challenger“ war noch nicht wieder ein so vollkommenes, allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes, schwimmendes Laboratorium mit einem so bedeutenden Stab von Gelehrten auf weite Fahrten in See gegangen. Als Beihilfe zu der von Professor Chun geplanten Expedition wurden vom deutschen Reichstage 300.000 Mark bewilligt, und außerdem beteiligten sich das Reichsamt des Inneren und die kaiserliche Marine an dem Unternehmen. Die Aufgaben der Chun'schen Expedition waren theils hydrographische, theils zoologische. Zu ersteren gehören genaue Tiefen- und Temperaturmessungen, sowie Ermittlungen über den Gehalt des Meerwassers an verschiedenen Gasen; das Hauptziel aber war die Lösung zoologischer Aufgaben, besonders solcher, die das Thierleben in der Tiefsee betreffen. Dem obersten Leiter der Expedition, Professor Chun, stand folgender Stab von Fachgelehrten zur Seite: Dr. Gerhard Schott von der Deutschen Seewarte zu Hamburg für Oceanographie und nicht weniger als fünf Zoologen: die Privatdocenten Apstein (Riel), Braem (Breslau), Brauer

(Marburg), Vanhöffen (Kiel), Zur Straßen (Leipzig); sodann ein Botaniker, Professor Schimper (Bonn); ein Chemiker, Dr. Schmidt (Leipzig), ein Arzt und Bakteriolog, Dr. Bachmann (Breslau) und ein Photograph, F. Winter (Frankfurt a. M.). Der Führer des Schiffes war Capitän Kreck, der Navigationsofficier Walther Sasse.

Den neuen Jahrgang unserer „Mundschau“ eröffnen wir an dieser Stelle gern mit dem Bildnis und der biographischen Skizze Professor Chuu's, des verdienstvollen Leiters der deutschen Tiefseereise, der beim Erscheinen dieses Heftes in sein 48. Lebensjahr eintritt.<sup>1</sup>

Karl Chuu ist am 1. October 1852 zu Höchst a. M. geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Frankfurt a. M. studirte er 1872 bis 1875 erit in Göttingen, dann in Leipzig Naturwissenschaften, insbesondere Zoologie. Die Neigung hiefür war schon frühzeitig bei ihm erwacht, und so kam es, daß er nach abgelegter Prüfung pro facultate docendi ausschließlich diesem Fache sich zu widmen beschloß. Nicht zum wenigsten dürfte auch die ungemein fesselnde Lehr- und Vortragsweise des berühmten Leipziger Zoologen



Professor Dr. Karl Chuu.

Leuckart dazu beigetragen haben, den jugendlichen Forscher in dem gefaßten Plane zu bestärken. Zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung ging Dr. Chuu 1878 auf ein Jahr nach Neapel, um in der dort errichteten und schon im Aufblühen begriffenen zoologischen Station des Dr. Anton Dohrn dem Studium der Meeresthiere obzuliegen. Die Frucht dieses Aufenthaltes war eine mit prächtigen Tafeln ausgestattete Monographie über „Die Stenophoren des Golfes von Neapel“, die 1880 als erster Band der von Seiten der Station herausgegebenen „Fauna und Flora des Golfes von Neapel“ erschien. Nach der Rückkehr habilitirte sich Dr. Chuu auf Leuckart's Vorschlag in Leipzig als Privatdocent und übernahm gleichzeitig den Posten eines Assistenten an dem neu erbauten zoologisch-botanischen Institute daselbst, den er sieben Semester hindurch bekleidet hat. Im Jahre 1883 folgte er

<sup>1</sup> Val. Chuu's Lebensskizze in der Leipziger „Allst. Zeitung“ Nr. 2863 vom 12. Mai 1898 von Dr. D. Zacharias.

einem Rufe als ordentlicher Professor nach Königsberg und 1891 ging er in gleicher Eigenschaft nach Breslau; Oftern 1898 wurde er zum Nachfolger seines berühmten Lehrers Deuckart an die Leipziger Universität berufen.

Professor Chun's Untersuchungen erstrecken sich — vgl. Zacharias' angeführten Aufsatz — zum weitaus größten Theile auf marine Organismen und deren Lebensverhältnisse. In dieser Richtung haben sich seine Studien von Anfang an bewegt. Zahlreiche Reisen führten ihn immer wieder aufs neue an die Küsten des Mittelmeeres und gelegentlich auch an den Atlantischen Ocean, mit dessen pelagischer Thierwelt er sich namentlich während eines Winteraufenthaltes auf den Canarischen Inseln beschäftigte. Die erzielten Ergebnisse veröffentlichte er in einer größeren Abhandlung unter dem Titel: „Die Siphonophoren der Canarischen Inseln“ (Frankfurt a. M. 1891/93). Kurz zuvor hatte Chun in der gemeinschaftlich mit Deuckart herausgegebenen „Bibliotheca zoologica“ eine an neuen Gesichtspunkten reiche Arbeit über „Die pelagische Thierwelt in größeren Meeresstiefen und ihre Beziehungen zur Oberflächens fauna“ (Kassel 1888) publicirt. Damit war von ihm jenes unerforschliche Gebiet betreten worden, das dem Forscher eine Fülle von Aufgaben stellt, bei denen es sich um die Gewinnung eines klaren Einblickes in die Lebensgemeinschaften derjenigen marinen Organismen handelt, welche die dunklen Abgründe der Océane bewohnen, in die niemals eines Menschen Auge dringen kann. Um die Mitte unseres Jahrhunderts mußte man noch nichts von dem organischen Leben der Tiefsee. Erst der im März 1899 verstorbene Surgeon-Major Dr. med. Georg Charles Wallich hob 1860 aus einer Tiefe von etwa 2400 Meter einen Schlangentier (auf der englischen Tiefseexpedition des „Bulldog“ im nördlichen Atlantischen Ocean) und wies damit das Vorhandensein von organischem Leben auch in großen Tiefen des Meeres nach. Später haben dann englische, amerikanische und französische Expeditionen mit ausgezeichnetem Erfolge die speciellere Erforschung der Meeresstiefen in Angriff genommen. Von besonders großer Bedeutung wurde die berühmte Fahrt des englischen „Challenger“ 1872 bis 1876. Auch die Fahrt der deutschen „Gazelle“ zu derselben Zeit unter Freiherrn v. Schleich förderte die Tiefseeforschung in hohem Maße. Für die Erforschung des Planktons, d. h. aller in oberflächlichen und tiefen Schichten flottirenden Organismen, war die Planktonexpedition im Jahre 1889 von Professor V. Sarsen von großer Wichtigkeit.

Bei dieser beständig dem Meere zugewandten Studienrichtung ist es nicht zu verwundern, daß Professor Chun sich schon längere Zeit mit dem Plane einer größeren Tiefseexpedition getragen hat, die dann dank der Förderung der deutschen Reichsbehörden auch zur Ausführung gelangte. Die Fahrt der „Valdivia“ ging innerhalb der neunmonatlichen Dauer von Hamburg über Edinburgh, die Canarischen Inseln, Kamerun, Congo, Große Fischbai, nach Capstadt; von hier wurde die Eisgrenze aufgesucht, um die antarktischen Gewässer in zoologischer und oceanographischer Hinsicht zu untersuchen. Dank der ausgezeichneten Schiffsführung gelang es hierbei, die im Jahre 1739 von Lozier Bouvet entdeckte Insel Bouvet (54° 26' nördl. Br. und 3° 24' östl. L.), die seit dem Jahre 1825 aber nicht wieder gesichtet war, wieder aufzufinden und endgiltig und genau festzulegen (25. und 26. November 1898). Von hier ging die Reise weiter über die Kerguelen, St. Paul und Neu-Amsterdam nach der Westküste von Sumatra, dann über die Nicobaren nach Ceylon und von hier über den Chagosarchipel, die Seychellen, Deutsch-Ost-Afrika nach Aden, wo die Untersuchungen am 6. April d. J. ihren Abschluß fanden.

Von den Ergebnissen der vom Glück überaus begünstigten Expedition lassen sich vor der Hand nur die auf geographischem Gebiete übersehen, welche die gehegten Erwartungen bei weitem übertreffen und der Expedition einen hervorragenden Platz in der Reihe geographischer Forschungsreisen sichern. Einen ausführlichen Reisebericht von Seiten Professor Chun's, Dr. Gerhard Schott's und des Navigationsofficiers Walther Sackse enthält bereits das zweite Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (Band XXXIV, 1899); die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen, die erst später zu erwarten sind, werden gewiß der deutschen Forschung zur Ehre gereichen. W. Wolfenhauer.

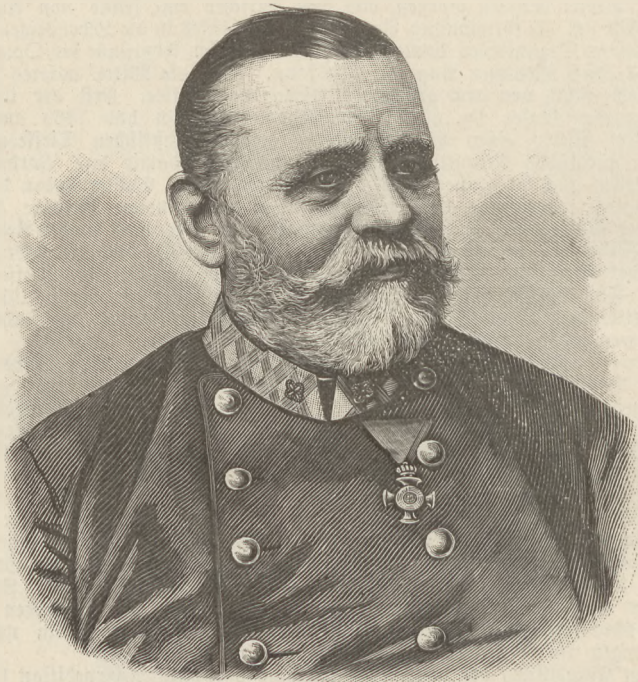
## Geographische Nekrologie. Todesfälle.

### J. J. Pauliny.

In dem vor kurzem verstorbenen ehemaligen Vorstande des k. u. k. militär-geographischen Institutes J. J. Pauliny ist ein genialer topographischer Zeichner dahin-

geschieden, welcher namentlich die Terrainzeichnung mit Meisterschaft übte und deshalb nicht nur im Vaterlande, sondern auch im Auslande verdiente Anerkennung fand.

Jakob Josef Pauliny wurde im Jahre 1827 zu Turnau in Ungarn geboren. Ueber seine Abstammung, sowie seine Jugendzeit und Studien ist uns leider nichts bekannt geworden. Am 21. Juli 1845 wurde er zum Militär assentirt und als Gemeiner in das k. k. Linieninfanterieregiment Nr. 60 eingereicht. Doch diente er nur einige Jahre in der activen Armee. Am 20. Februar 1846 wurde er zum Vice-Corporal befördert. Wegen seiner besonderen Befähigung zum Zeichnen wurde Pauliny am 1. Februar 1850 als Zeichner III. Classe im k. k. militär-geographischen Institute in Wien angestellt und kam so in eine seiner Neigung zuzagende Stellung. Bald beherrichte er die Terraindarstellung in Schraffen mit seltener Virtuosität und es war auch die Terrainzeichnung seit Beginn seiner Thätigkeit im Institute seine ausschließliche Dienstarbeit. Während er anfangs die



J. J. Pauliny.

damals angewendete Manier in verschiedenen Tuschönen übte, eignete er sich in der Folge die später angenommene schwarze Manier mit gleicher Meisterschaft an.

Bald nach seinem Eintritte in das militär-geographische Institut befaßte sich Pauliny, der am 1. November 1855 zum technischen Official II. Classe befördert wurde, in seinen außerdienstlichen Stunden mit der plastischen Darstellung einzelner Gebirgsgruppen und lieferte schon 1860 vorzügliche Reliefs des Ortlers, Großglockners, der Schneekoppe und der Hohen Tatra für die Zwecke des Unterrichtes. Die Originale waren aus Gips auf Grundlage von übereinander gelegten, aus den betreffenden Karten ausge schnittenen Höhengschichten hergestellt, mit Stearin überzogen und mit Oelfarben bemalt. Durch diese Arbeiten erwarb sich Pauliny einen besonderen Ruf, so zwar, daß er von dem damaligen Unterrichtsministerium beauftragt wurde, eine Reliefsarte des Salzkammergutes in vielen Exemplaren zum Schulgebrauche anzufertigen. Er hatte sich zu diesem Zwecke ein förmliches Atelier eingerichtet, aber nur wenige Exemplare des Reliefs vollendet, als ein Wechsel des Ministeriums die Ursache für die Sistirung dieser Arbeiten wurde.



Die erste Pariser Weltausstellung besichtigte Pauliny mit den Modellen des Schneeberg- und Semmeringgebietes, deren Neuaufnahme im Maße 1 Zoll = 600 Klafter er im Auftrage der damaligen Institutsdirection selbst vorgenommen hatte. Die von ihm ausgeführte Reizeichnung wurde nebst anderen Kartenwerken des Institutes zur Ausstellung übersendet. Gleichzeitig beauftragte ihn die Institutsdirection mit Bewilligung des damaligen Armeobercommandos, die Aufstellung der exponirten Gegenstände in Paris persönlich zu leiten, Neuerungen im Kartenfache zu studiren und eventuell Einkäufe zu machen. Er brachte durch günstiges Arrangement die Kartenwerke des Institutes auf der Ausstellung zur vollen Geltung, insolge dessen sich im Jahre 1867 der Vicekönig von Aegypten an das Reichs-Kriegsministerium mit dem Ansuchen wandte, dasselbe wolle vom Institute einen in allen kartographischen Fächern erfahrenen Beamten auf drei Jahre nach Aegypten commandiren, damit dieser daselbst eine topographische Schule und eine Pressenabtheilung nach österreichischem Muster einrichte. Pauliny wurde dazu ausersehen.

So ging der treffliche Kartograph mit dreijährigem Urlaube am 17. September 1867 nach Aegypten, wo er bis zum 16. April 1871 weilte, da ihm später noch für ein viertes Jahr Urlaub ertheilt wurde. Er unterrichtete eine Anzahl ägyptischer Zöglinge in der Triangulirung, Mappingung, der Gerippaufnahme mit Nektischen u. s. w., nahm mit ihnen den viceköniglichen Palast in Kairo in seiner vollen Ausdehnung und mit Umgebung in sechs Blättern auf, ließ denselben von ihnen auf Stein zeichnen und von dem gleichzeitig geschulten Druckerpersonale vervielfältigen. Später wurde Pauliny auf Ansuchen der japanischen Regierung auch die kartographische Ausbildung eines Zöglings aus Japan übertragen.

Nach fast vierjähriger Abwesenheit aus Aegypten nach Wien zurückgekehrt, wurde Pauliny am 1. November 1871 zum technischen Official I. Classe befördert und im Jahre 1874 wurde ihm in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen vom Kaiser das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen. Außerdienstlich befaßte er sich mit kartographischen Arbeiten aller Art, wobei er vorzüglich die Terraindarstellung mit Kreide auf Stein cultivierte, wie seine Karte von Italien in sechs Blättern und jene von Montenegro in vier Blättern es darthun. Nebstdem führte er sehr viele Gelegenheitsarbeiten aus, als Karten der Kriegsschauplätze in Italien, Böhmen und der Türkei, Eisenbahnroutenkarten verschiedener Kronländer der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie; er schraffierte einen großen Theil der Terrainoriginale der Scheda'schen Karte von Mittel-Europa, zeichnete Originale zu einem von Justus Berthes herausgegebenen Atlas u. s. w.

Am 1. November 1881 wurde F. J. Pauliny zum technischen Vorstand II. Classe im militär-geographischen Institute befördert und trat mit diesem Range am 1. November 1889 in den Ruhestand. Doch auch jetzt ließ sein reger Geist ihn nicht rasten. Namentlich beschäftigte ihn eine von ihm erkundene Methode der Terraindarstellung nach dem Grundfaze der einseitigen schiefen Beleuchtung mittelst zweifarbigter Höhenzichtenlinien in Weiß und Braun auf grauem Grunde, nach welcher er noch eine ungemein wirksame Karte des Schneeberggebietes in vier Blättern (Wien 1898) bearbeitete. Auch ein neues System zur Erzeugung von unnachahmbaren Papier-Geldwerthzeichen hat er erfunden.

Der als topographischer Zeichner, Geograph, Geoplastiker und Kartograph so verdiente Mann starb zu Wien am 11. Juni 1899 im 72. Lebensjahre. F. U.

**Todesfälle.** Daniel Garrison Brinton, Professor der amerikanischen Alterthums- und Sprachforschung an der Universität Pennsylvaniens und Professor der Völker- und Alterthumskunde an der Akademie der Wissenschaften in Philadelphia, einer der bekanntesten Vertreter der amerikanischen Ethnologie, ist daselbst vor kurzem, 63 Jahre alt, gestorben.

**Dr. med. Friedrich Theile**, der allen Gebirgsvereinsmitgliedern wohlbekannte Nestor der Gebirgsvereinsthätigkeit, seit 1880 Redacteur der Gebirgsvereinszeitung „Ueber Berg und Thal“, Herausgeber und Verfasser der „Lochwiger Nachrichten“, eifriger Forscher auf geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Gebieten, am 12. Juli 1844 zu Chemnitz geboren, starb in Lochwitz bei Dresden am 16. August 1899.

Der Schriftsteller **Rudolf Bergner**, welcher u. a. auch beachtenswerthe Bücher über Land und Leute Siebenbürgens und Rumäniens geschrieben, ist am 2. September 1899 zu Graz im Alter von 39 Jahren gestorben. Er hatte am 21. Jult in der Heilanstalt Eggenberg bei Graz in einem Anfälle von nervöser Erregung einen Selbstmordversuch verübt und ist nach langen quaalvollen Leiden den Verletzungen erlegen.

Am 8. September 1899 ist in Wien Regierungsrath Dr. jur. **Vincenz Göhlert**, Reichsrathsbibliothekar d. R., im 76. Lebensjahre gestorben. Derselbe hat zahlreiche statistische Arbeiten veröffentlicht und auch unserer Zeitschrift mehrere schätzenswerthe Beiträge geliefert.

# Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

## Europa.

**Forschung über die Wanderungen der Zugvögel.** Eine Sammelforschung über die Wanderungen der europäischen Zugvögel soll von der Regierung von Bosnien und der Herzegowina angebahnt werden. Für die Wissenschaft wäre es von hohem Interesse, wenn die dahin gerichteten Bestrebungen der unermüdblichen Verwaltung des Balkanlandes allgemeinen Anklang fänden. Die genannte Behörde hat sich schon seit Jahren damit abgegeben, aus dem eigenen und benachbarten Gebieten in einer Zone zwischen 46° 16' und 51° 10' nördlicher Breite eine große Zahl von Beobachtungen über die Wanderungen der Zugvögel zu sammeln, und zwar sowohl aus den Ebenen als aus den Gebirgen, von der Meeresküste, den Seen, Flüssen u. s. w., kurz von überall her, wo die Zugstraßen der Vögel beobachtet werden konnten. Derartige Forschungen aber erlangen nur dann erheblichen Werth, wenn sie über ein großes Gebiet ausgedehnt werden. Daher will die Regierung von Bosnien auch in anderen Ländern ähnliche Einrichtungen nach denselben Grundsätzen anregen. Sie hat nach ihrer Hauptstadt Sarajevo auf den 25. bis 29. September 1899 eine internationale Ornithologenversammlung einberufen, die über eine allgemeine Annahme der von der Regierung eingeleiteten Forschung berathen soll. Da die Lösung der Frage mit dem in allen wirklich civilisirten Ländern energisch bekämpften Schutze der Zugvögel eng verknüpft ist, so hat man alle Ursache, dem von einem anerkanntenswerthen Streben geleiteten Unternehmen Erfolg zu wünschen.

**Heinrich Noë-Denkmal.** Dem unerreichten Meister landschaftlicher Schilderungskunst und unermüdblichen Apostel des Alpinismus Dr. Heinrich Noë wurde im Stadtpark zu Bozen ein Denkmal errichtet, dessen Enthüllung am 26. August 1899 stattfand.

**Stadt Alexandrowsk.** Am 6. Juni 1899 ist der neue Katharinenhafen an der Murmanküste unter 69° 15' n. Br. und 33° 30' östl. L. b. Gr. feierlich eingeweiht und auf den Namen Alexandrowsk getauft worden. Die Bewohnerschaft dieser kleinen Stadt bilden bis jetzt hauptsächlich Beamte, aber die russische Regierung sucht durch verschiedene Begünstigung die Niederlassung daselbst zu fördern. Dank dem Golfstrom, der einen Ausläufer zur Murmanküste sendet, ist das Klima nicht allzu streng, weshalb auch die Küste stets eisfrei bleibt. Die mittlere Sommertemperatur beträgt + 11°, die des Winters — 7,5° C.

**Karte der europäischen Türkei.** Wie wir der „Geographischen Zeitschrift“ entnehmen, ist die Karte der europäischen Türkei nach zwanzigjähriger Arbeit vom Großen Generalstab im Maßstabe von 1:210.000 fertiggestellt worden. Sie zerfällt in 64 Blätter und soll in 3000 Abzügen ausgegeben werden. Die Oberleitung der Arbeiten hatte zuletzt der Divisionsgeneral Ali Scherif Pascha.

## Asien.

**Ueber Dr. Sven Hedin's Reisepläne.** Dr. Sven Hedin, der im Frühling 1899 seine zweite Forschungsfahrt in das Innere Central-Asiens angetreten hat, richtete vom Kaukasus aus einen Brief an einen Freund in Gothenburg, in welchem er sich näher über seine Reisepläne ausläßt. In Ost soll die erste Gebirgsstarawane gebildet werden, mit der es weiter nach Kaschgar und von da nach dem räthselvollen Lopnor geht. Hier wird Winterquartier genommen. Dr. Sven Hedin gedenkt dort eine Präzisionsnivellierung auszuführen, um Material für den Nachweis zu gewinnen, daß sich der ältere Lopnor weiter nördlich von seiner gegenwärtigen Lage befunden habe. Bei Eintritt des Frühlings wird die Reise bis nach Tschadom fortgesetzt. Hier wird das bisherige Personal durch Jaken und Mongolen ersetzt. Der Rest des Jahres wird von genauen Untersuchungen unbekannter Theile des inneren Tibet in Anspruch genommen. Das Winterquartier 1900—1901 soll in einer Hochlage von 5000 Meter über dem Meere genommen werden, da es von besonderem geographischen Interesse sei, über den Verlauf eines tibetischen Hochgebirgswinters zusammenhängende Beobachtungen zu sammeln. Im Frühling 1901 wird Dr. Sven Hedin versuchen, auf dem einen oder anderen Wege nach Indien zu dringen.

**Ein neuer Handelsweg nach Sibirien.** Hohes Interesse wendet man in Sibirien dem Projecte eines neuen Handelsweges zu, der eine directe Verbindung zur See zwischen Sibirien und England herstellen soll. Dergleichen die neue sibirische Eisenbahn viel zum Aufschwunge Sibiriens beigetragen hat, war sie bisher doch gänzlich außer Stande, einen schwunghaften Handel mit voluminösen und bis zu einem gewissen Grade der Verderbnis unterworfenen Ackerbauexportartikeln zu vermitteln, in Folge des geringen Fahrpreises.

Gegenwärtig braucht der sibirische Weizen oft 3 bis 4 Monate, bevor er die deutschen Märkte erreicht. Und selbst wenn diesem Uebel abgeholfen würde, so müßten die Kosten des Eisenbahntransportes auf so ungeheure Entfernungen wie jene der sibirischen Eisenbahn nothwendigerweise sehr große sein. Der einzige Ausweg, der gegenwärtig sibirischen Exporteuren offen bleibt, ist der, ihre Waaren mit der Eisenbahn von Perm nach Kotslaß an der Dwina, von dort per Fluß nach Archangel und von dort über das Meer oder auf dem Wasserwege die ganze Strecke den Ob hinab und über das Karische Meer zu schicken. Letztere Route ist sehr lang und sehr ungewiß, da sowohl die Obische Bai als auch das Karische Meer im Sommer oft durch Eis abgesperrt werden. Die letztere vereinigt die Nachtheile der langen Seeroute und der langen Eisenbahnroute. Der von Sette, einem russischen Civilingenieur, entworfene Plan, der viel Beifall findet, geht dahin, eine Eisenbahn von Obdorsk, nahe der Spitze des Obischen Golfes, über das Nordende des Uralgebirges nach der offenen See an der Belfowskbai, südlich von der Jugorstraße, zu bauen. Waaren könnten aus dem ganzen, ungeheuren Becken des Ob nach Obdorsk geschafft und auf diese Bahn überladen werden. Die lange Seeroute würde dadurch um 1600 Kilometer verkürzt werden, die nöthig sind, um die Yamalhalbinsel zu umschiffen. Der Hauptvorzug des Planes liegt aber in der Thatsache, daß das offene nördliche Eismeer westlich von Nowaja Semija durch die letzten Reste des Golfstromes erwärmt wird, und daher im Sommer nicht so leicht durch Eis abgesperrt wird wie das Karische Meer und der Obische Golf. Der Ob ist zu Barnaul einige 190 Tage im Jahre eisfrei und zu Obdorsk 146 Tage lang, so daß die ganze Route volle 5 Monate im Jahre praktikabel bleibt. Sette rechnet aus, daß die Fracht von den weizenbauenden Districten Sibiriens nach England über die Ob-Obdorskroute einige 30 Kopeken pro Rind kosten würde, gegen 53 Kopeken via Kotslaß und Archangel, und 48 Kopeken über das Karische Meer. Vom Standpunkte des Ingenieurs soll die Strecke keine sehr ernsten Hindernisse bieten. G. v. S.

**Goldlager auf Formosa.** Der „Japan Herald“ berichtet, daß die Japaner auf Formosa reiche Goldlager entdeckt hätten, daß sie es aber vermeiden, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Naturschätze ihrer neuesten Erwerbung zu lenken. Sie haben ganz insaheim aus dem Auslande die Bestandtheile von Hochwerken eingeführt, aufgestellt und in Betrieb gesetzt. Der Ort, wo diese junge japanische Goldindustrie ihre Etätte hat, ist der nordöstliche Theil der Insel, wo sich das edle Metall in großer Menge sowohl in den Alluvialflüssen, wie im Bette von fließenden Strömen vorfindet. Das Gold wird rein und chemisch gebunden aufgefunden. Der goldführende Quarz wird durch die so in aller Stille eingeführten, vollkommen modernen Maschinen bearbeitet. Allerdings werden die Japaner wahrscheinlich den bisher sorgsam verhüteten Andrang von nichtgelben Goldgräbern jetzt kaum mehr verhindern können, doch ist wohl noch abzuwarten, wie sich die japanische Regierung den fremdländischen Goldsuchern gegenüber stellen wird.

## Afrika.

**Italienisch-ägyptischer Grenzvertrag.** Das „Bolletino Ufficiale della Colonia Eritrea“ veröffentlicht den Artikel 1 des zwischen dem ägyptischen Commissär Parzons und dem italienischen Martini vereinbarten Vertrages, welcher den Lauf der neuen Grenze von Kas Casar bis Barca festsetzt. Von dem Punkte von Kas Casar ab wird die Grenze zwischen dem ägyptischen und italienischen Gebiete im Norden der Colonie Eritrea von einer Linie gebildet, welche, den Höhenzügen von Halibai und Gabei-Helli folgend, an dem Bette des Flusses Carora entlang zieht, dann zur Höhe von Teslanait emporsteigt, von wo aus sie am Berge Abbeinedu die Wasserscheide zwischen den Thälern von Carora-Tabeh im Süden und von Aitera Arerch im Norden erreicht. Sie verläuft dann in westlicher Richtung längs der genannten Wasserscheide bis zum Hügel von Sciancolet und erreicht beim Vorgebirge von Sigat-Tellim, ein wenig nördlich vom Berge Koribet, die Hochebene von Hagar Nusch, von der aus sie bis zum Gipfel von Hamoet in nördlicher Richtung weiterzieht. Am Flusse Afta berührt sie die gleichnamigen Brunnen und geht von dort über die Hügelgegend, welche die Wasserscheide zwischen dem mittleren Laufe des Ambacta und dem Strome Loi bildet, zum Berge Haar. Von diesem Gebirgsznoten aus schlägt sie die Richtung nach Barca ein und erreicht den Ambocca, indem sie den Voralpen folgt, welche den inneren Theil seines Thales nach Norden abschließen.

**Die englische Sprache in Aegypten.** Als die Engländer vor 17 Jahren Aegypten besetzten, war, wie wir der Zeitschrift „Globe“ entnehmen, von den fremden Idiomen die französische Sprache vorherrschend, und noch 1890 lernten in den Regierungsschulen 3199 Schüler französisch, während nur 1747 englischen Unterricht nahmen. Die Wahl war frei, aber man hoffte, daß die englische Sprache sich nach und nach mehr Eingang verschaffen

würde. Das ist auch in der That schließlich geschehen; denn hatten noch 1889 von 100 Schülern 74 Französisch und 26 Englisch gelernt, so wurden 1898 von 100 Schülern nur 33 im Französischen und 67 im Englischen unterwiesen. Man hat in Aegypten eben begriffen, daß die Briten nicht mehr aus dem Pharaonenlande herausgehen werden und daß es deshalb nützlich ist, deren Sprache zu beherrschen. Der ange deutete Proceß wird sich gewiß noch beschleunigen, ohne daß dazu besondere Maßnahmen getroffen werden.

**Der heilige Berg von Abessinien.** Dr. Reginald Koetzig, der an der jüngsten Expedition des Lord Lovat durch Abessinien theilnahm, erzählt einiges Interessante aus seinen Reiseerlebnissen. Während einer kurzen Abwesenheit seiner Gefährten reiste Dr. Koetzig allein zu dem berühmten „heiligen Berg“ von Abessinien — Zonquaia — der einige 40 Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Auf der Höhe des 3000 Meter hohen Berges befindet sich ein merkwürdiger See, der fast eine Meile lang ist. Dieser See besitzt nach Versicherung der Eingeborenen die wunderbare Eigenthümlichkeit, daß Kranke, die in ihm baden, sofort von ihrer Krankheit befreit werden. In der Nähe des Sees befinden sich mehrere Quellen, die der heiligen Maria geweiht sind; das Wasser dieser Quellen darf nicht zu profanen Zwecken verwendet werden. Es heißt, daß unfruchtbare Frauen, die von diesen Quellen trinken, ihre Unfruchtbarkeit verlieren. Um den See herum giebt es eine große Anzahl von Hütten, die von Grenitten bewohnt werden. In den Wäldern, die den Berg bedecken, erheben sich viele Kapellen. Eine dieser Kapellen besuchte Dr. Koetzig und bedeutete einem Priester, der ihn auf eine Darstellung des heiligen Georg aufmerksam machte, daß der heilige Georg nicht bloß für Abessinier, sondern auch für die Briten Laubesheiliger sei. Aber der heilige Mann wollte nicht daran glauben, bis Koetzig auf die Idee kam, ihm ein Goldstück in die Hand zu drücken, durch das sofort alle Zweifel des Mannes behoben wurden.

**Fashoda.** Diesen plötzlich so berühmt gewordenen Platz schildert Sir William Garstin, britischer Unterstaatssecretär der öffentlichen Arbeiten, in folgender anschaulicher Weise: Fashoda (9° 55' 20" nördl., Br. und 32° 6' östl. L.) liegt am Westufer des Nils, 752 Kilometer von Chartum entfernt. Das Fort und das Lager sind auf einer kleinen, in den Fluß vorspringenden und mit dem Ufer durch einen schmalen Streifen Landes verbundenen Halbinsel errichtet. Auf drei Seiten dieser Halbinsel liegt ein tiefer Sumpf, und selbst das sogenannte trockene Land wird zur Regenzeit zum Morast. Einen traurigeren und weniger einladenden Platz kann man sich gar nicht vorstellen. Vor dem Fort zieht sich eine lange, niedrige Insel hin. Diese war einst mit Baumwolle und Zuckerrohr bebaut, ist aber jetzt ein mit Schilf bewachsener Sumpf. Wenn man gegen Osten über den Fluß hinblickt, sieht man nichts als eine todte, flache Linie; nicht ein Baum ist zu erblicken, nichts als Gras und Schilfrohr. Der westliche, unter dem Fort verlaufende Canal ist etwa 50 Meter breit, und der östliche 500 Meter. Die Insel selbst ist 300 bis 500 Meter breit. In einer Entfernung von beiläufig 2 Kilometer beginnt am westlichen Ufer das Buschwerk. Fashoda ist beinahe der einzige Platz am Westufer zwischen Kafa und dem See No, an welchem man vom Nil aus überhaupt landen kann. Sonst verlegt überall der Sumpf den Weg. Das von Marchand gebaute Fort liegt inmitten der alten ägyptischen Umfassungsmauer. Diese letztere steht noch, und von dem alten Bau bezog Marchand die Ziegel, mit denen er die südliche, von ihm „Bastion des Anglais“ getaufte Bastion errichtete. Mit Ausnahme dieser Bastion ist das ganze Fort aus Schlamm gebaut. Die Wände sind circa 4½ Meter hoch, oben 1,8 Meter breit, und von einem 1,8 Meter tiefen und 1,8 Meter breiten Graben umgeben. Die Bastion ist vielleicht 9 Meter hoch. Ein Thor im Norden schützt sie gegen einen Angriff von dieser Seite. Die Umfassungsmauer bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, vier Seiten sind 200 Meter, die fünfte ist 80 Meter lang. Ein großes Schilfdorf liegt im Süden des Forts, und die Residenz des Königs liegt 25 Kilometer weiter stromaufwärts.

Ein schöner, von der französischen Expedition angelegter Obst- und Gemüsegarten existirt noch jetzt, und eine Allee von Papayabäumen wurde angelegt. Leider zerstören die Platten, von denen es wimmelt, alles. Das Klima ist selbst im März schwül und feucht, und die Mittags-temperatur im Schatten schwankt zwischen 37° und 41° C. Der Platz ist höchst ungesund, und im März (der trockensten Jahreszeit) waren von einer Garnison von 317 Mann nur 37 dienstfähig, alle Uebrigen lagen am Fieber darnieder, oder waren zu schwach, um zu arbeiten. Die Regenzeit beginnt im Mai und mit ihr nimmt der Krankenstand zu und erreicht sein Maximum in den Herbstmonaten. Moskitos machen das Leben fast un-erträglich.

**Zur Geographie des Sudans.** Die Majore Marze und Capper sind die einzigen britischen Officiere, welche den Sobat befuhren. Major Marze fuhr unlängst diesen Fluß 450 Kilometer weit von dessen Vereinigung mit dem Weißen Nil hinauf. Der weiteste Punkt, welchen Weiße bisher erreicht hatten, war Nasser; Major Marze aber kam noch 160

Kilometer weiter. 51 Kilometer oberhalb Nasser, wo ein starkes Fort errichtet wurde, entdeckte Major Magye einen schiffbaren, von Süden kommenden Fluß. Er und Major Capper befuhr diesen Strom 174 Kilometer weit, wo er in einem kleinen, seichten See verschwand. „Dieser Fluß,“ sagt Major Magye, „führt den Namen Bibor und ist vermuthlich derselbe, welcher auf alten Landkarten Zuba genannt wird. Nachdem wir diesen Fluß befahren hatten, kehrten wir nach dem Sobat zurück, den wir 450 Kilometer weit hinaufdampften, aber selbst von dort aus konnten wir die abessinischen Berge nicht erblicken, obgleich doch der Fluß offenbar von denselben herabkommt. Ich glaube, daß dieser Fluß auf 644 Kilometer vom Weißen Nil aufwärts schiffbar ist, und zwar während 8 Monate des Jahres. Da der Fluß jedoch zu fallen begann, mußten wir umkehren. . . . Am oberen Sobat und am Bibor giebt es nur einen Volksstamm, die Nuers. Sie zeigen bisher noch keine Lust, Handel zu treiben, und haben große Angst, von Fremden als Sklaven fortgeschleppt zu werden. Nichtsdestoweniger bekriegen und unterjochten sie einander beständig. Männer und Weiber gehen splitternaht. Nur letztere tragen um die Hüften eine Schnur mit einem mikroskopisch kleinen Stück Ziegenfell. Sie sind körperlich prächtige Leute, obgleich auch bei ihnen Krankheiten nicht unbekant sind. In der Umgegend von Nasser leben beiläufig 20,000 dieser nackten Schwarzen. Sie sind ein ausnehmend ichenes Volk und haben eine traditionelle Furcht vor weißen und gelben Menschen, welche sie insgesammt für Sklavenhandeltreibende Paschibozuks halten, wie schon Sir Samuel Baker erzählte. Männer, Weiber und Kinder leben alle zusammen in rohen, kreisrunden Hütten mit sorgfältig ausgeführten Schlammwänden und einem stark gedeckten, kegelförmigen Dache. Möbel giebt es keine, sondern alle liegen in eine heinahe metrhohe Schicht feiner Holzasche eingegraben. In die Hütte gelangt man durch eine beiläufig 125 Quadradecimeter große Oeffnung. Diese wird durch eine Thür aus geflochtenem Schilf geschlossen, und im Innern wird ein Feuer angezündet (Ventilation giebt es absolut keine), um die Moskitos fernzuhalten, bevor sich die Familie zur Ruhe begiebt. Sie haben keine Religion und stehen unter dem Einflusse ihrer Zauberärzte. . . . Das Land hat einen wunderbar fruchtbaren Boden, erzeugt aber gegenwärtig nicht, was die Ausfuhr lohnen würde. . . . Man wird erst versuchen müssen, was am besten giebt; es dürfte Indigo oder vielleicht auch Pflanzenfaser sein. Dann wird man die Eingeborenen veranlassen müssen zu arbeiten, ohne sie zu Sklaven zu machen. Das wird nur allmählich gelinde können, indem man das Vertrauen der Schwarzen gewinnt und ihnen den Beweis liefert, daß wir, die Vertreter der englisch-ägyptischen Regierung, ganz andere Leute sind als die Paschas, welche sie früher regierten. Aber einer Sache können wir gewiß sein — nämlich einer prachtvollen Wasserstraße vom oberen Sobat und vom Bibor bis zur Eisenbahnstation Chartum, eine Entfernung von 1287 Kilometer ohne irgend ein Hindernis für die Schifffahrt. Wir haben thatsächlich ein Land mit einer großen Zukunft übernommen und müssen nun geduldig dessen Entwicklung abwarten. Der Sobat fließt durch eine weite Alluvialebene, die sich vom Weißen Nil bis zu den abessinischen und Gallabergeren erstreckt. Nirgends ist auch nur ein Hügelchen zu erblicken und im Flußbette findet sich kein einziger Felsen. Das Klima ist vom November bis zum April angenehm, mit kalten Nächten und heißen Tagen und Moskitos sind zu dieser Zeit kaum bemerklich. . . . Die Ufer wimmeln von Wild und der Fluß ist voll von Fischen, Krokodilen und Flußpferden. Ich erblickte vom Dampfer aus große Herden von Elephanten und Giraffen. . . . Auch giebt es große Heerden von Kühen und Ziegen der besten Rassen in bestmöglichem Zustande. Viele betrachten die Eingeborenen als eine Art Capitalsanlage. Sie verkaufen dieselben niemals, aber die gesellschaftliche Stellung eines Mannes und die Ansitener einer Frau wird nach Kühen und Ziegen berechnet. Geld besitzen sie nicht und betreiben auch keinen Tauschhandel.“

G. v. S.

## Amerika.

**Die Wästen Entdecker Neufundlands.** In der Sitzung des Fischereicongresses von Bayonne am 25. Juli 1899 verlas der Generalsecretär eine interessante Arbeit des Handelskammerpräsidenten von Fécamp, Herrn Bellet, eines der hervorragendsten Aelher für den Fischfang auf der Neufundländer Bank. Dieser stellt in seinem Aufsatze fest, daß die Wästen Neufundland fünf Jahrhunderte, bevor Christoph Columbus Amerika entdeckte, aufsuchten und einem amerikanischen Cap einen Namen gaben, der an ihr Vaterland erinnerte, nämlich „Cap Breton“. Er gab darauf eine historische Darstellung der Niederlassungen, die die wästischen Fischer gegründet haben, um Walfische und Kabeljau zu fangen. Natürlich wird in diesem Aufsatze mit aller Energie für die Aufrechterhaltung der französischen Ansprüche auf Neufundland eingetreten, die nicht nur materiell, sondern auch historisch von großer Bedeutung seien.

**Asphaltsee auf Trinidad.** Ein schon viel ausgebeuteter Fundort für Asphalt ist der Asphaltsee auf der Westküste der Insel Trinidad. Dort findet sich der Asphalt in einem

fraterähnlichen, freiszrunden Becken, dessen Oberfläche auf ungefähr 40 Hektar geschätzt wird. Der Asphalt ist so fest, daß man sich ohne Gefahr darauf bewegen kann, nur muß man sich vor den zeitweise mit Wasser gefüllten Rissen und Sprüngen hüten. Von dem Becken aus zieht sich ein breiter Asphaltstrom bis an das Meer, und auf demselben befindet sich das Negerpfahldorf La Brea oder Erdpech. Die Gewinnung des Asphalts ist einfach; entweder wird er roh verschifft oder vorher in großen Kesseln umgeschmolzen, wobei die erdigen Theile zu Boden sinken und der geringe Gehalt an Wasser verdampft. Der reine Asphalt kann abgeschöpft und in Formen gegossen werden. Kr.

### Polargegenden und Ocean.

Auf der Suche nach Andrée. Wie aus Tromsö vom 15. August 1899 telegraphisch gemeldet wurde, ist das Fangschiff „Cecilia“ unter Capitän Naekme von Ostgrönland eingetroffen. Der Capitän berichtete, daß er an der Sabineinsel bei Ostgrönland unter 75° nördl. Br. die Nathorst'sche Expedition angetroffen habe. Letztere habe bisher von Andrée keine Spur gefunden. Die Expedition setzt ihre Reise bis zur Willamsbai fort. — Am 17. August traf das Fangschiff „Capella“ vom Franz-Josefslande in Tromsö ein. Das Schiff brachte die Expedition Wellmann mit, welche es auf dem Cap Tegetthoff antraf. Es verlautet, Wellmann sei bis zum 82. Grad vorgebrungen. Der Theilnehmer der Expedition, Bengen, welcher mit einem Genossen auf der Insel Wilczekland in einer Steinhütte überwinterte, ist gestorben. Im Februar zog sich Wellmann an einer Eisspalte eine Verrentung des Fußgelenkes zu, infolge deren er noch auf Krücken gehen muß. Die Expedition fing 103 Walrosse und 8 Vären. Eine Spur Andrée's wurde nicht gefunden. Das Schiff „Capella“ nahm die Expedition am 27. Juli auf und segelte am 10. August ab. Am 6. August wurde die „Stella Polare“ mit der Expedition des Herzogs der Abruzzen im Proejensund unter 80° 20' nördl. Br. angetroffen. Im Bord war alles wohl.

Zur Erinnerung an die österreichisch-ungarische Nordpolerpedition. Am 3. September 1899 waren es 25 Jahre, daß die österreichisch-ungarische Nordpolerpedition unter der Führung Weyprecht's und Payer's nach der Entdeckung des Franz-Josefslandes in der Nähe des Nordcaps wieder Europa erreichte. Aus diesem Anlasse fand am obgenannten Tage in Pola eine Erinnerungsfeier statt, welcher von den Theilnehmern der erfolgreichen Expedition Julius v. Payer, Contreadmiral Ritter v. Brosch und Oberstabsarzt Dr. Kepes bewohnten.

Untersuchung der neusibirischen Inseln. Unter der Leitung des bekannten russischen Forschungsreisenden Baron Toll wird im Jahre 1900 eine wissenschaftliche Reise zur Untersuchung der neusibirischen Inseln Sannikow und Bennet unternommen. Für die Zwecke dieser Expedition hat Baron Toll in Norwegen bereits das Fangschiff „Harald Haarfager“ angekauft. Außerdem wird ein Dampfkutter erworben. Die Besatzung wird 11 Mann nicht übersteigen. Zur Zeit der Ueberwinterung auf Sannikow hat der Leiter der Expedition als Gehilfen einen Astronomen, einen Physiker und einen Biologen zur Verfügung. Probiant wird auf 28 Monate mitgeführt.

### Geographische und verwandte Vereine.

Anthropologen-Congreß. Unter sehr starker Betheiligung aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz fand vom 4. bis 7. September 1899 zu Lindau der vierte gemeinsame Congreß der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, gleichzeitig mit der 30. Jubiläumsversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft statt. Die Verhandlungen, denen auch Prinzessin Theresie von Bayern bewohnte, wurden von dem Vorsitzenden, Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer aus Berlin, mit einer Ansprache eröffnet, in welcher er die Stellung der Anthropologie an den höheren Bildungsanstalten kennzeichnete. Im Studienjahre 1898/99 wurden nur an 10 deutschen Universitäten Vorträge über Anthropologie gehalten. München ist die einzige Universität in Deutschland, die über ein eigenes anthropologisches Institut und die entsprechenden Lehrmittel verfügt, während Berlin an Zahl und Reichhaltigkeit der Vorträge obenan steht. Ganz abgesehen von der Wichtigkeit und dem Interesse, welches die Anthropologie an sich bietet, erfordern die ungemain verbreiteten Handelsbeziehungen der Völker gebieterisch die Erweiterung der ethnographischen und ethnologischen Kenntnisse, namentlich für die Staaten mit Colonialbesitz. Dies ist allein zu erreichen durch Aufnahme der einschlägigen Disciplinen als integrierenden Bestandteil in den Universitätsunterricht. Daneben ist erforderlich die Einrichtung einer

großen Centralbildungsanstalt in zweckmäßiger Verbindung mit einer Universität, womöglich an dem Orte, welcher über das größte Museum verfügt.

**Internationaler Orientalisten-Congress.** In Rom wird vom 3. bis 15. October 189.) der zwölfte internationale Orientalisten-Congress tagen, der unter dem Patronate des Königs von Italien, sowie der Minister des öffentlichen Unterrichtes und des Aeußern steht und zu welchem aus Nah und Fern bereits mehr als 500 Theilnehmer angemeldet sind. Der Congress wird in zwölf Sectionen zerfallen, darunter solche für allgemeine indo-europäische Linguistik, für Geographie und Ethnographie des Orients, für vergleichende Religionsgeschichte des Orients, für China und Japan, für Indien, für Central-Asien, für Geschichte und Cultur der mohammedanischen Welt, für Aegyptologie und für afrikanische Sprachen. Verhandlungssprachen sind Italienisch, Latein, Französisch, Englisch und Deutsch.

**Verein der Geographen an der Universität Wien.** Der Verein der Geographen an der Universität Wien feiert am 28. und 29. October 1899 das Fest seines 25jährigen Bestandes und bittet alle ehemaligen Mitglieder, ihre Adresse behufs Einladung an den Verein der Geographen, Wien (I., Universität) einzufenden zu wollen. In der Festversammlung am 28. October hält Professor Dr. Robert Sieger einen Vortrag über „Anthropogeographische Probleme in den Alpen“.

**Krim'scher Bergclub in Odeffa.** Der Krim'sche Bergclub in Odeffa beabsichtigt dafelbst ein Krim'sches Museum einzurichten, das Abtheilungen für Biologie, Botanik, Geologie und Mineralogie, Geographie (Karten, Pläne u. s. w.), Agricultur, Gartenbau, Wein- und Tabakbau, Ethnographie, Industrie und Statistik umfassen soll. Später sollen in Jalta und Sebastopol Abtheilungen des Museums eröffnet werden.

## Vom Büchertisch.

**Reise um die Welt.** Von Wihl. F. Brand. Leipzig. Verlag von V. Gischer Nachfolger. (XIII, 280 S.)

Wie die Reisen rings um das Erdenrund immer häufiger werden, nimmt auch die Zahl der Schilderungen solcher moderner Weltreisen stetig zu. Aber es ist nicht jedermanns Sache, gute Bücher zu schreiben, und von mancher Reiseschilderung wünschte man, sie wäre ungedruckt geblieben. Dies gilt von dem vorliegenden Buche nicht, dessen Verfasser anerkannter Schriftsteller von Beruf ist und eine ebenso gewandte als amüsante Feder führt. Die Route, welche W. F. Brand nahm, ist wohl die gewöhnliche: Aegypten, Suezcanal, Ceylon, Singapore, Hongkong, Canton, Schanghai, Japan, Hawaii, San Francisco, Chicago, Boston, Washington, New-York, Europa und nur der Besuch von Kantschou wird erit seit jüngster Zeit eingefügt. Da jedoch der Verfasser schon vorher sich viel in der Welt umgesehen, ein scharfer Beobachter ist, und wie schon bemerkt, sehr unterhaltend zu schreiben weiß, liest man sein Buch mit fortbauernendem Vergnügen, ja man erfährt aus demselben gar manches Neue und Interessante. Da das Buch nicht für die Gelehrtenwelt, sondern für das große gebildete Publikum bestimmt ist, wäre es unbillig, einen strengwissenschaftlichen Maßstab anzulegen; seinem Zwecke wird es vollkommen gerecht. Daß die einzelnen Capitel eigentlich als Zeitungsfeuilletons geschrieben wurden und als solche zuerst erschienen, merkt man ihrem Stile an, der für ein Buch nicht genug durchgefeilt ist. Entschieden zu bekämpfen ist der immer wiederkehrende Ausdruck „nach hier“ für „hieber“, der dem Kaufmannsdeutsch, nicht der Schriftsprache angehört.

**Zur Biographie Friedrich Simony's.** Von Dr. August Böhm (Edlen v. Böhmersheim. Wien 1899. N. Vechnner (Wihl. Müller), I. u. K. Hof- und Universitätsbuchhandlung. (62 S.)

Wir empfangen aus der Feder des geschätzten Geologen Dr. Böhm einen auf gründlichem Quellenstudium beruhenden Beitrag zur Biographie des berühmten Geographen und Dachsteinforschers Professor Friedrich Simony, welcher um so willkommener ist, als er verschiedene Lücken und Versehen in der Biographie Simony's von Professor A. Penck ergänzt und berichtigt. Auf das Polemische der Arbeit wollen wir nicht eingehen; jedenfalls aber war Dr. Böhm in der Lage, authentisches Material zu benützen, da der Nachlaß des vereinigten Gelehrten in seinen Händen sich befindet.

**Führer durch Hildesheim.** Im Auftrage des Vereines zur Hebung des Fremdenverkehrs herausgegeben von H. Cassel. 3. Auflage. Hildesheim. Druck und Verlag von Franz Borgmeyer. (48 S.)

Hildesheim ist durch eine Reihe von alten Werken der Baukunst, die sich aus vergangenen Jahrhunderten unverändert erhalten haben, eine Perle unter den norddeutschen Städten, so daß ein Besuch derselben ungemein lohnend ist. Zum Verständnisse und vollen

Genusse all seiner Baulichkeiten ist aber ein sachkundiger „Führer“, wie der von H. Cassel, unentbehrlich, weshalb wir auf denselben die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen.

**Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland.** Von Dr. P. Hofmann v. Wellenhofer. München 1899. A. F. Lehmann's Verlag. („Der Kampf um das Deutschthum“. 8. Heft.) (104 S.) 1 Mark 40 Pfennige.

Das vorliegende Heft der Schriftenreihe „Der Kampf um das Deutschthum“ intereffirt nicht nur den Politiker, sondern enthält, da der Verfasser gediegener Fachmann ist, eine gründliche Darstellung der statistischen und nationalen Verhältnisse der Deutschen in den oben genannten Kronländern Oesterreichs, so daß auch der Ethnograph und Geograph aus demselben Belehrung schöpfen wird.

## Eingegangene Bücher, Karten etc.

**Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees.** Mit der Unterstützung der hohen kön. ung. Ministerien für Ackerbau und für Cultus und Unterricht herausgegeben von der Balatonseecommission der Ung. Geographischen Gesellschaft. Erster Band. Physische Geographie des Balatonsees und seiner Umgebung. Viertes Theil. Erste Section. Die klimatologischen Verhältnisse der Umgebung des Balatonsees. Von Dr. Johann Candid Sáriinger. Mit 84 Textfiguren, 51 Tabellen und 10 Zinkographirten Kartenbeilagen. Zweite Section. Niederschlagsverhältnisse und Regenarten (aus den Jahren 1882 bis 1891) der Balatonseegegend verfaßt von Ödön v. Bogdányi. Mit 2 Textzinkographien, 8 Tabellen und 18 Zinkographirten Kartenbeilagen. Uebersetzt aus dem ungarischen Originale. Wien 1898 und 1899. Commissionsverlag von Ed. Hölzel.

**Die Ramiefafer und die wirtschaftliche Bedeutung der Ramiecultur für die deutschen Colonien** von Dr. A. Schulte im Hofe. Berlin 1898. Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke).

**Mittheilungen des k. u. k. militär-geographischen Institutes.** Herausgegeben auf Befehl des k. u. k. Reichskriegsministeriums. XVIII. Bd. 1898. Mit 12 Tafeln. Wien 1899. Verlag des k. u. k. militär-geographischen Institutes. 1 fl. 50 kr.

**Auf der officiellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöferkirche in Jerusalem.** Reisebriefe von G. Freiherrn von Seherr-Thoß. Breslau 1899. Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 1 Mark 50 Pfennige.

**Streifzüge durch die Ortenau.** Ein illustrirter Führer in den mittleren Schwarzwald. Beschreibung der Localbahnen Straßburg-Keßl-Ortenheim, Altenheim-Offenburg, Altenheim-Lahr-Seelbach und kurzer Führer durch Straßburg. 2 Karten und 12 Lichtdruckbilder. Von Alfred Klatte. Straßburg i. G. 1898. Commissionsverlag von W. Heinrich. 1 Mark.

**Skizzen von den Balearenischen Inseln.** Aus der Wandermappe eines Naturforschers von P. Fraisse. Mit 4 Vollenbildern. Leipzig 1898. Verlag von Dr. Seele & Co.

**Am der Westküste Indiens.** Ein Gang durch die Geschichte und das Arbeitsgebiet der Basler Mission. Von S. Limbach. Mit 17 Bildern und 1 Karte. Basel 1899. Verlag der Missionsbuchhandlung. 30 Centimes = 25 Pfennige.

**Mülheimer Stadtplan** nebst Fahrplan und erläuterndem Text. Nach amtlichen Quellen entworfen und gezeichnet von Max Weidenbach. Mülheim a. d. Ruhr. Verlag von Mart. Hegner, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung. 25 Pfennige.

**Under the African sun.** A description of native races in Uganda, sporting adventures and other experiences by W. J. Ansorge. With 134 illustrations from photographs by the author and two coloured plates. London 1899. William Heinemann.

**Die Zunaahme der Binnenschiffahrt in Deutschland von 1875 bis 1895.** Von Schmöber, Regierungs- und Bau Rath. Mit 2 Karten in Farbendruck und einer Tafel. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Binnenschiffahrt“, 1899.) Berlin 1899. Siemenroth & Trotschel.

Schluß der Redaction: 18. September 1899.

Herausgeber: **A. Hartleben's** Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: **Eugen Marx** in Wien.

K. u. k. Hofbuchdruckerei **Carl Fromme** in Wien.